



Zwischen Angst und Hoffnung Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland

Eine Studie von Dima Zito

Impressum

Herausgeber

terre des hommes
Hilfe für Kinder in Not
Ruppenkampstr. 11 a
49084 Osnabrück

Bundesfachverband Unbegleitete
Minderjährige Flüchtlinge e. V.
Nymphenburger Str. 47
80335 München

Telefon 05 41/71 01-0
Telefax 05 41/70 72 33
eMail info@tdh.de
Internet www.tdh.de

Telefon 089/20 24 40 13
Telefax 089/20 24 40 15
eMail info@b-umf.de
Internet www.b-umf.de

Spendenkonto 700 800 700
Volksbank Osnabrück eG
BLZ 265 900 25

Spendenkonto 88 99 800
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 700 205 00

Redaktion

Thomas Berthold, Andreas Meißner,
Albert Riedelsheimer, Ralf Willinger

Redaktionsassistentz

Cornelia Dernbach

Titelfoto

Sebastian Bolesch

Gestaltung und Layout

Athanasios Melissis/terre des hommes

Druck

IVD, Ibbenbüren
1. Auflage, 1.500: Oktober 2009
Bestellnummer: 301.1351.00

Zur Autorin

Dima Zito, geb. 1970, ist Dipl.-Sozialpädagogin, Systemische Familien-Sozialtherapeutin, Systemische Traumatherapeutin und Traumatherapeutin für Kinder und Jugendliche. Sie ist Mitarbeiterin im Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf und Dozentin am Institut für Systemisch-Integrative Therapie und Beratung in Essen. Mit einem Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung arbeitet sie derzeit an einer qualitativen Studie: »Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland – Lebenswelten, Traumabewältigung und psychosoziale Arbeit«.

Kontakt Kindersoldatennetzwerk

Ishmael Beah, in den USA lebender ehemaliger Kindersoldat aus Sierra Leone und Autor des Buches »Rückkehr ins Leben. Ich war Kindersoldat«, hat im Jahr 2008 ein Netzwerk ehemaliger Kindersoldaten gegründet. Der Kontakt kann über terre des hommes hergestellt werden.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Vorwort der Herausgeber | 4 |
| Vorwort eines ehemaligen Kindersoldaten | 5 |
| 1. Einleitung | 6 |
| 2. Kindersoldaten als Flüchtlinge | 6 |
| 2.1 Kindersoldaten – ein kurzer Überblick | 6 |
| 2.2 Internationale Abkommen gegen den Einsatz von Kindern als Soldaten | 7 |
| 2.3 Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland | 8 |
| 2.3.1 Asylverfahren und Aufenthalt | 8 |
| 2.3.2 Lebenssituation von Flüchtlingen | 10 |
| 2.3.3 Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge | 11 |
| 2.3.4 Bildung und Ausbildung | 12 |
| 2.3.5 Besonders schutzbedürftige Flüchtlinge | 12 |
| 2.4 Trauma und Therapie bei ehemaligen Kindersoldaten | 12 |
| 2.4.1 Posttraumatische Belastungsstörungen und weitere Traumafolgen | 13 |
| 2.4.2 Therapeutische Versorgung ehemaliger Kindersoldaten in Deutschland | 14 |
| 3. Interviewpartner und Methoden | 15 |
| 3.1 Interviewpartner | 15 |
| 3.2 Forschungs- und Auswertungsmethode | 15 |
| 3.2.1 Datenerhebung | 15 |
| 3.2.2 Transkription, Übersetzung und Auswertung | 16 |
| 4. Interviews mit ehemaligen Kindersoldaten | 18 |
| 4.1 Erlebnisse in den Herkunftsländern | 18 |
| 4.1.1 Kindheit vor der Rekrutierung | 18 |
| 4.1.2 Rekrutierung | 19 |
| 4.1.3 Einsatz und Aufgaben als Kindersoldaten | 22 |
| 4.1.4 Strukturen und Erfahrungen innerhalb der bewaffneten Gruppen | 26 |
| 4.1.5 Ende des Einsatzes als Kindersoldaten | 30 |
| 4.1.6 Flucht nach Europa | 34 |
| 4.2 Situation in Deutschland | 37 |
| 4.2.1 Ankunft in Deutschland | 37 |
| 4.2.2 Asylverfahren und Aufenthalt | 38 |
| 4.2.3 Unterbringung und Betreuung | 42 |
| 4.2.4 Lebensunterhalt | 46 |
| 4.2.5 Bildung | 47 |
| 4.2.6 Stabilisierende Faktoren und soziale Unterstützung | 50 |
| 4.2.7 Belastung, Symptome, Bewältigungsstrategien | 53 |
| 4.2.8 Professionelle Unterstützung durch Sozialarbeit und Therapie | 58 |
| 4.2.9 Wünsche und Ziele für die Zukunft | 61 |
| 5. Zusammenfassung und Empfehlungen | 63 |
| 5.1 Zusammenfassung | 63 |
| 5.2 Fazit und Empfehlungen | 66 |
| 6. Forderungen von terre des hommes und B-UMF zum Umgang mit minderjährigen Flüchtlingen | 69 |
| 7. Glossar | 70 |
| 8. Literatur | 72 |

Vorwort der Herausgeber

Die Situation von Kindersoldaten erhält in der Öffentlichkeit zunehmend einen größeren Stellenwert, Kampagnen wie die Aktion Rote Hand bringen vielen Menschen das traurige Schicksal dieser Kinder und Jugendlichen näher. Im Mittelpunkt steht dabei das Leben in den Heimatländern der Betroffenen, die Verwicklung in Kampfhandlungen oder die Wiedereingliederung in die Gesellschaft.

Die vorliegende Studie hat eine besondere Bedeutung, da sich ihr Fokus auf die jungen Menschen richtet, denen es gelungen ist, nach Deutschland zu flüchten, um der Verfolgungssituation im Heimatland zu entkommen. Dies ist nicht selbstverständlich: Der Ausstieg aus den bewaffneten Gruppen ist nur unter Lebensgefahr möglich, die ehemaligen Kindersoldaten sind auch nach einem Friedensschluss nicht vor weiterer Verfolgung gefeit, körperliche und seelische Verletzungen machen eine Flucht vielfach unmöglich und der lange Weg nach Europa ist ohne Hilfe und ohne große Mühen nicht zu überwinden – es sind nur ganz wenige, die es wagen, und noch weniger, die es schaffen.

15 von ihnen konnten von der Autorin Dima Zito, Sozialpädagogin, Therapeutin und Wissenschaftlerin, interviewt werden. Es sind 15 individuelle Lebensgeschichten, 15 Aufforderungen, in unserem Engagement zur Beendigung des Einsatzes von Kindersoldaten weiter beharrlich und aktiv zu sein. Und 15 Erinnerungen daran, dass die Aufnahmesituation in Deutschland in vielen Fällen immer noch lange nicht adäquaten Standards genügt.

Es wird deutlich, dass die Flucht nicht das Dasein als Kindersoldat beendet, diese Last bleibt bei den jungen Menschen. Die Interviews zeigen, welche Probleme für die Kinder und Jugendlichen hier in Deutschland bestehen, aber sie zeigen auch, welche positiven Perspektiven die ehemaligen Kindersol-

daten bei einer guten Betreuung und adäquaten Therapie- und Bildungsmöglichkeiten haben.

Die Vorgängerstudie von Michaela Ludwig (2003 erschienen), die ebenfalls gemeinsam von terre des hommes und dem Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge herausgegeben wurde, lieferte das Ergebnis und den dringenden Appell, dass es für traumatisierte Flüchtlinge wie ehemalige Kindersoldaten spezielle Verfahrensweisen innerhalb des Asylverfahrens geben sollte und dass das Schicksal der Betroffenen als Asylgrund anerkannt werden muss.

Anhand der Ergebnisse der nun vorliegenden Studie müssen wir feststellen, dass es trotz kleiner Fortschritte noch immer gravierende Mängel im Umgang mit ehemaligen Kindersoldaten gibt, die in Deutschland Zuflucht suchen.

Für terre des hommes und den Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge ergeben sich hieraus fünf Kernforderungen:

- Die Identifizierung von traumatisierten Flüchtlingen (wie ehemaligen Kindersoldaten) und die Altersfeststellung sind Weichenstellungen im Aufnahmeverfahren. Dafür sollten ausschließlich qualifizierte, neutrale Fachkräfte, die psychologisch und kinderrechtlich geschult sind, eingesetzt werden. Dies sollte in einem drei- bis sechsmonatigen (Clearing-)Verfahren geschehen, in dem auch die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen festgestellt werden (zum Beispiel der Therapiebedarf).
- Die Aufnahme muss den Bedürfnissen der ehemaligen Kindersoldaten angepasst sein. Dazu gehört für alle Unter-18-Jährigen unter anderem der Zugang zu Einrichtungen der Jugendhilfe, angemessene Unterbringung (in keinem Fall in Erwachsenenunterkünften), Bewegungsfreiheit (keine Residenzpflicht) und die Bereitstellung

von Therapieplätzen und Bildung (Eingliederung ins reguläre Schulsystem, Berufsausbildung, Deutschkurse, etc.).

- Die Asylanörungen sollten bei Hinweisen auf eine Vergangenheit als Kindersoldat ausschließlich von speziell geschultem Personal durchgeführt werden. Zudem müssen spezielle Kriterien zur Prüfung des Asylbegehrens angelegt werden, die auf die vielfach traumatisierten jungen Flüchtlinge Rücksicht nehmen. Eine Vergangenheit als Kindersoldat sollte grundsätzlich zu einer Bewilligung des Asylantrags führen. In jedem Fall brauchen Traumatisierte einen langfristigen, sicheren Aufenthaltsstatus.

- Abschiebungen, Abschiebehaft und Untersuchungshaft sind mit den Kinderrechten unvereinbar und sollten grundsätzlich bei allen Minderjährigen unterbleiben.

- Auch die jungen ehemaligen Kindersoldaten, die bereits das 18. Lebensjahr überschritten haben, müssen unter Berücksichtigung des Erlebten aufgenommen und untergebracht werden.

Unser Dank geht an Dima Zito für die Erstellung der Studie und insbesondere an die 15 beteiligten jungen Flüchtlinge, die ihre Lebensgeschichten erzählt haben und uns an diesen teilhaben lassen. Ihr Mut und ihre offene Bereitschaft, sich wieder ihrer Geschichte zu stellen, sollen für uns ein zusätzlicher Ansporn sein, unser Engagement für ein Ende des Einsatzes von Kindersoldaten und für eine humanitäre Aufnahme hierzulande weiterzuführen.

Thomas Berthold, Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge

Ralf Willinger, terre des hommes

Vorwort eines ehemaligen Kindersoldaten

»Papa, warum hast Du uns hier geboren?«

Ich bin 22 Jahre alt und wurde im Süd-Sudan während des Krieges geboren. Ich musste die ganzen Tötungen, Brandstiftungen und jegliche Art der Zerstörung erleben.

Ich erinnere mich, wie ich nach einer ungeheuerlichen Nacht aufwachte und meinen Vater vor unserem Haus traf. Ich sah die Verzweiflung in seinen Augen und die Todesangst der vergangenen Nacht ließ mein Herz schlagen. Ich fragte meinen Vater voller Angst: »Papa, warum leben wir hier? Warum hast du uns hier geboren?« Er brach in Tränen aus und sagte mir: »Mein Sohn, kein Kind kann sich seine Eltern oder seinen Geburtsort aussuchen. Es tut mir leid!«

Mein Vater war immer da für uns. Er hat mir und meiner Schwester eine bessere Bildung nach dem Krieg versprochen. Er hatte im Ausland studiert, und das sollten wir auch. Einige Jahre später, als ich ungefähr zehn war, wurde mein Vater vor unseren Augen umgebracht. Als ich etwa 13 Jahre alt war, war meine Kindheit vorbei. Ich bin zum Krieg gezwungen worden. Mein Leben und das Leben anderer Kinder wurden aufs Spiel gesetzt. Wir kannten keine Eltern mehr, das AK 47-Gewehr sollte mein Leben begleiten.

Als ich 15 war, habe ich in einem zerstörten Dorf alleine für zwei Tage nur mit Leichen um mich herum überlebt. Ich sah, wie die Kindersoldaten meine Freunde ermordet haben und das Herz rutschte mir in den Bauch. Ich saß auf einem Baum mit einer AK 47 in der Hand, ohne zu wissen, was ich tun soll. Ein Tag, den ich nie vergessen werde. Ein Tag, an dem ich allen Kontakt zu meiner Familie verloren habe. Ein Tag, der mir die ungewisse Zukunft noch schlechter gemacht hat. Es ist ein Wunder, dass ich diesen Tag überlebt habe.

Gott hat mir Schutzengel geschickt. Meine Rettungseltern waren Mitarbeiter einer Hilfsorganisation, die Nachrichten über das zerstörte Dorf bekommen hatten. Während unseres Gesprächs haben sie mir gesagt, dass mein Leben

als Kindersoldat an diesem Tag beendet ist. Sie sagten mir auch, dass ein neues Leben ohne die AK 47 beginnen werde.

Einige Wochen nach meiner Rettung, haben sie mir eine »Überraschungsreise« in eine neue unbekannte Heimat geboten. Sie versprachen mir, dass ich in meiner neuen Heimat den Wunsch meines Vaters erfüllen könnte – Bildung und eine bessere Zukunft. Als die Reise in Deutschland endete, merkte ich, wie schwer das ist, in einem fremden Land ohne Eltern und Familie zu leben.

Der Anfang und vor allem die Verfahren, um einen Aufenthaltsstatus hier in Deutschland zu bekommen, waren pure seelische Tortur. Eine neue Heimat, in der ich die Sprache überhaupt nicht sprechen konnte. In der schlimmsten Zeit haben mich meine verlorene Kindheit, meine ungewisse Zukunft und vor allem der Bearbeitungsstress meines Asylantrags in eine tiefe Trauer versetzt.

Bis ich nach einem Jahr das Psychosoziale Zentrum für Flüchtlinge kennengelernt habe. Ich hatte Therapiemöglichkeiten und Anschluss an das gesellschaftliche Leben. Ich konnte endlich zur Schule gehen. Bei Problemen im Asylverfahren wurde mir immer wieder geholfen. Heute studiere ich, und alles habe ich der Unterstützung, die ich erhalten habe, zu verdanken.

Wenn ich an die Worte meines Vaters und an meine verlorene Kindheit denke, möchte ich zuerst sagen, dass jedes Kind auf der Welt es verdient hat, ein Kind zu sein. Aber Kindersoldaten haben alle ihre Kindheit verloren. »Das Kindsein« ist durch die AK 47 ersetzt worden. Dies ist ein unverzeihlicher Missbrauch. Lasst uns alle helfen, diesen Missbrauch von Kindern als Tötungsmaschinen zu stoppen. Kinder sind keine Soldaten.

Die Gesetzgeber bitte ich ganz herzlich, dass das Leben der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge und Kindersoldaten verbessert werden soll. Diese Kinder brauchen einen gesicherten Aufenthaltsstatus, nur dann können sie neu anfangen. Die Asylanfrage dieser Jugendlichen sollte nicht ohne psychologische Betreuung stattfinden.

Das Leiden während der Anhörungen ist erheblich.

Viele Minderjährige und junge Erwachsene haben keinen Aufenthaltsstatus. Sie besitzen nur eine Duldung. Duldung bedeutet ein Stadium vor der Abschiebung. Viele Menschen leben hier in diesem Zustand und können nichts daran ändern. Es ist ein Alptraum mit diesem Gefühl täglich aufzuwachen.

Wer Flüchtlinge integrieren möchte, sollte Bildungschancen als Schlüssel benutzen. Bildungschancen sind mit dem Duldungsstatus kaum möglich. Das Erlangen einer Arbeitsgenehmigung mit demselben Status ist noch schwieriger. Und einen Job zu finden, ohne Sprachkenntnisse, ist das Schwierigste.

Voraussetzung für die Integration sind unter anderem Wissen über die deutsche Kultur und Geschichte, ein gesicherter Lebensunterhalt und gute Sprachkenntnisse. Aber an einem Integrationskurs darf man im Asylverfahren oder mit Duldung nicht teilnehmen. Ich frage mich immer, wie die Integration funktionieren soll, wenn die Betroffenen keinen Aufenthaltsstatus haben? Ich frage mich, wo die Solidarität in Deutschland geblieben ist?

Ich spreche nicht gerne über meine Lebensgeschichte. Wenn ich spreche, kommen die Erinnerungen, und die Erinnerungen schmerzen. Trotzdem habe ich bei den Interviews mitgemacht. Über manches kann ich bis heute nicht sprechen, aber vieles habe ich erzählt. Weil es mir wichtig ist, dass die Menschen hier erfahren, was es bedeutet, wenn Kinder als Soldaten missbraucht werden. Und weil ich mir wünsche, dass die Regierung versteht, dass junge Flüchtlinge Sicherheit und Unterstützung brauchen, damit sie ein neues Leben beginnen können. Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass diese Arbeit dazu beiträgt.

Peter D., 22, ehemaliger Kindersoldat aus dem Sudan, wurde für die vorliegende Studie interviewt. Er lebt seit sieben Jahren in Deutschland, seit zwei Jahren studiert er.

1. Einleitung

Circa 250.000 Kindersoldaten werden weltweit in Armeen und Rebellenverbänden eingesetzt – für Hilfstätigkeiten bis hin zur Beteiligung am Kampfeinsatz oder Gewaltakten gegen Zivilisten. Durch die Erfahrung extremer Gewalt als Opfer, Zeugen und Täter tragen diese Kinder und Jugendlichen meist schwere Traumatisierungen davon.

Diejenigen, die als Flüchtlinge nach Deutschland kommen, erleben hier oft Monate und Jahre struktureller Ausgrenzung und Unsicherheit. Viele von ihnen sind auf sozialarbeiterische und therapeutische Unterstützung angewiesen, um sich zu stabilisieren, die ungewisse Zeit des Asylverfahrens

zu überstehen und ihre Erlebnisse verarbeiten zu können

Die einzige bislang existierende Studie zur Situation von Kindersoldaten, die als Flüchtlinge in Deutschland leben, wurde 2003 von terre des hommes und dem Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge B-UMF e. V. herausgegeben.¹ Die vorliegenden Forschungsarbeit knüpft daran an und stellt die Perspektive der Betroffenen in den Mittelpunkt. Kapitel 2 der Studie bietet aktuelle Hintergrundinformationen zu Kindersoldaten weltweit, ihrer Situation als Flüchtlinge in Deutschland sowie zu Trauma und Therapiemöglichkeiten. In Kapitel 3 werden die methodische

Herangehensweise des Forschungsprojekts und die Interviewpartner vorgestellt. In Kapitel 4 wird auf der Basis biographischer Interviews mit 15 ehemaligen Kindersoldaten ein Einblick in ihre Erfahrungen in den Herkunftsländern und in Deutschland gegeben. In Kapitel 5 werden die Aussagen der Interviewpartner zusammengefasst und Empfehlungen abgeleitet. In Kapitel 6 werden die Forderungen von terre des hommes und des Bundesfachverbandes Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge (B-UMF e.V.) zum Umgang mit minderjährigen Flüchtlingen und speziell ehemaligen Kindersoldaten dargestellt.

2. Kindersoldaten als Flüchtlinge

2.1 Kindersoldaten – ein kurzer

Überblick

»Kindersoldaten« oder »Kinder, die mit Streitkräften oder bewaffneten Gruppen assoziiert sind« werden in internationalen Verträgen definiert als »Personen unter 18 Jahren, die von Streitkräften oder bewaffneten Gruppen rekrutiert oder benutzt werden oder wurden, egal in welcher Funktion oder Rolle, darunter Kinder, die als Kämpfer, Köche, Träger, Nachrichtenübermittler, Spione oder zu sexuellen Zwecken benutzt werden«. Auch die Vereinten Nationen und Menschenrechtsorganisationen verwenden diese Definition.

Der Einsatz von Kindersoldaten ist weder ein neues noch ein kulturspezifisches Phänomen. In fast allen Zeiten und Kulturen waren Kinder und Jugendliche in bewaffnete Kon-

flikte involviert (vgl. Honwana 2006, Hahn 2001). Sie kämpften beim »Volkssturm« zur Verteidigung Nazi-Deutschlands und bei den Partisanenbewegungen im Kampf dagegen, in Befreiungs- und Guerillabewegungen auf allen Kontinenten sowie in Regierungsarmeen, die sie – häufig unter Zwang – rekrutierten.

In den 1990er Jahren erreichte der Einsatz von Kindersoldaten jedoch neue Dimensionen. Rebellenbewegungen wie in Mosambik und Sierra Leone entführten Tausende von Kindern und benutzten sie für massive Menschenrechtsverletzungen (vgl. Russmann 2004, Wilke-Launer 2001). Der ehemalige Sonderbeauftragte der Ver-

einten Nationen für den Arbeitsbereich »Kinder in bewaffneten Konflikten«, Olara Otunnu, schätzte, dass in der Dekade zwischen 1990 und 2000 zwei Millionen Kinder als Soldaten gefallen sind, sechs Millionen zu Invaliden wurden und zehn Millionen schwere seelische Schäden erlitten haben.

Die Zahl der bewaffneten Konflikte, in denen Kinder direkt zum Einsatz kommen, ist zwischen 2004 und 2007 von 27 auf 19 gesunken. Insgesamt kommt die Internationale Koalition gegen den Einsatz von Kindersoldaten, ein Zusammenschluss von sieben internationalen Menschenrechtsorganisationen, im Weltbericht 2008 aber zu dem Ergebnis, dass sich die Situation der Kinder in Konfliktgebieten, die von Rekrutierung bedroht sind oder bereits rekrutiert wurden, kaum verbessert hat.²

1 Ludwig, M. (2003) Ehemalige Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland – Projektstudie im Auftrag von terre des hommes Deutschland e.V. und Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge e.V., Osnabrück.

2 »Die Recherchen der Koalition zu diesem

Die Zahl der Kindersoldaten wird weltweit auf immer noch 250.000 geschätzt.³ Kinder und Jugendliche werden meist unter Zwang Mitglieder bewaffneter Einheiten, teilweise aber auch aus politischer Motivation, um sich selbst oder ihre Familie zu schützen oder um eine Einkommensquelle zu erlangen, um Rache zu nehmen oder auch aus Abenteuerlust.⁴ Die Mehrzahl der Kindersoldaten wird derzeit in Afrika und Asien rekrutiert. Aber auch in Lateinamerika und im Mittleren Osten werden Kinder als Kämpfer missbraucht.⁵ Etwa 40 Prozent der Kindersoldaten sind Mädchen (UNICEF 2007). Zum Teil verrichten sie Tätigkeiten im Versorgungsbereich, andere nehmen auch am bewaffneten Kampf teil. Frauen und Mädchen sind in Kriegen und innerhalb bewaffneter Verbände in besonderem Maße von

Weltreport haben jedoch gezeigt, dass dieser Abwärtstrend eher das Ergebnis endender Konflikte ist als der Erfolg von Initiativen gegen die Rekrutierung und den Einsatz von Kindersoldaten. Tatsächlich ist es so, dass überall dort, wo es zu einem bewaffneten Konflikt kommt, mit großer Sicherheit auch Kindersoldaten eingesetzt werden. Die Mehrheit dieser Kinder ist Teil irregulärer nichtstaatlicher bewaffneter Gruppen, aber auch die Situation in nationalen Streitkräften hat sich nur wenig gebessert.« Child Soldiers Global Report 2008, S. 4, www.child-soldiers.org

3 Vgl. Child Soldiers Global Report 2008. Es ist unmöglich, die genaue Zahl der aktiven Kindersoldaten zu erfassen, da Armeen und Rebellenverbände keine Statistiken über eingesetzte Kindersoldaten führen und sie zudem in Zonen agieren, in denen internationale Organisationen wenig Zugang haben.

4 Vgl. terre des hommes/Quäker-Hilfe-Stiftung (Hg.) (2004) Jugendliche. Warum sie Soldat werden und weitere Informationen zum Thema Kindersoldaten unter www.tdh.de

5 Burma hat die höchste Zahl von Kindersoldaten, Schätzungen gehen von etwa 80.000 aus. Im südamerikanischen Kolumbien kämpfen bis zu 14.000 Minderjährige in den nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen, während das staatliche Militär Kinder als Spione und Informanten benutzt. Vgl. terre des hommes Themeninfo Kindersoldaten 2008.

sexualisierter Gewalt betroffen (vgl. Alfredson 2007, Honwana 2006).⁶

2.2 Internationale Abkommen gegen den Einsatz von Kindern als Soldaten

Eine zunehmende internationale Aufmerksamkeit und Lobbyarbeit führten dazu, dass der Einsatz von Kindersoldaten inzwischen durch eine Reihe von Abkommen geächtet wird. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) verabschiedete im Juni 1999 eine Konvention, in der »die schlimmsten Formen von Kinderarbeit« geächtet werden. In dieser Konvention wird der Einsatz von Kindersoldaten ausdrücklich verurteilt.⁷ Die Rekrutierung und der Einsatz von Kindern unter 15 Jahren kann nach den Statuten von Rom vor dem Internationalen Strafgerichtshof als Kriegsverbrechen geahndet werden.⁸ Die ersten Anklagen und Prozesse wegen dieses Vergehens laufen derzeit, unter anderem gegen den früheren kongolesischen Milizenchef Thomas Lubanga, den ehemaligen liberianischen Machthaber Charles Taylor und den sudanesischen Staatspräsidenten Omar Al-Baschir.

6 Auf der Internetseite www.tdh.de bietet terre des hommes zahlreiche Materialien mit weiterführenden Informationen zum Thema Kindersoldaten an. Dort sind unter anderem der Weltreport Kindersoldaten 2008, der Schattenbericht Kindersoldaten der Deutschen Koordination Kindersoldaten von 2007 und die Studie Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland (Ludwig 2003) erhältlich.

7 Übereinkommen 182 über das Verbot und unverzügliche Maßnahmen zur Beseitigung der schlimmsten Formen der Kinderarbeit, in Kraft getreten am 19.11.2000, www.ilo.org/ilolex/german/docs/gc182.htm

8 Das Rom-Statut ist die vertragliche Grundlage des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag. Es wurde am 17.7.1998 verabschiedet und trat am 1.7.2002 in Kraft. 139 Staaten unterzeichneten und 109 ratifizierten das Statut. (Stand September 2009) untreaty.un.org/cod/icc/statute/99_corr/cstatute.htm

Ein zentraler Bezugspunkt ist die UN-Kinderrechtskonvention,⁹ in der jede Person unter 18 Jahren als Kind definiert wird. Minderjährigen wird in der Konvention besonderer Schutz zum Beispiel vor der Todesstrafe, lebenslangen Haftstrafen und »gefährlichen Arbeiten« zugesprochen. Ausgerechnet aber für die militärische Rekrutierung und den Kampfeinsatz von Kindern wurde in Artikel 38 der Konvention das Mindestalter von nur 15 Jahren festgelegt.¹⁰

Erst nach langwierigen Verhandlungen und intensiver Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit durch internationale Kinder- und Menschenrechtsorganisationen kam das »Fakultativprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention über die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten«¹¹ zustande, in dem die Rekrutierung von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren und ihr Einsatz in Kriegen verurteilt werden. Das Zusatzprotokoll wurde am 25. Mai 2000 von der UNO-Generalversammlung angenommen, zur Unterzeichnung und Ratifizierung eröffnet und trat am 12. Februar 2002 in Kraft. Bis heute haben 126 Länder das Zusatzprotokoll unterzeichnet und 117 ratifiziert.

9 Das Übereinkommen über die Rechte des Kindes (UN-Kinderrechtskonvention), wurde durch die Resolution 44/25 der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 5.12.1989 angenommen und trat am 2.9.1990 in Kraft. In der Bundesrepublik Deutschland trat die Kinderrechtskonvention am 5.4.1992 in Kraft, allerdings nur unter einem vielfach kritisierten Vorbehalt, der die Rechte ausländischer Kinder massiv einschränkt. Der UN-Menschenrechtsrat empfahl der Bundesregierung zuletzt im Februar 2009 die Rücknahme des Vorbehalts zur UN-Kinderrechtskonvention.

10 Diese Altersgrenze entsprach den Bestimmungen des humanitären Völkerrechts in den Zusatzprotokollen von 1977 zur Genfer Konvention von 1949.

11 Optional Protocol to the Convention on the Rights of the Child on the involvement of children in armed conflict (A/RES/54/263 of 25 May 2000)

Auch der UN-Sicherheitsrat hat in den letzten Jahren eine Reihe von Beschlüssen gefasst, die den Einsatz von Kindersoldaten verurteilen und Maßnahmen zur Beendigung der Rekrutierung von Kindern vorsehen.¹²

Die »Pariser Prinzipien und Richtlinien zu Kindern, die mit nationalen Streitkräften und nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen assoziiert sind«, gingen aus einer globalen Erfassung der Erfahrungen aus Entwaffnungs-, Demobilisierungs- und Reintegrationsprogrammen hervor und geben Richtlinien vor, wie Kinder vor Rekrutierung geschützt werden können und Kindersoldaten effektiv geholfen werden kann. Sie wurden 2007 von 66 Regierungen unterzeichnet, darunter auch Deutschland.

2.3 Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland

Nur wenige ehemalige Kindersoldaten fliehen ins Ausland – noch weniger erreichen Deutschland. Bei ihnen handelt es sich zumeist um Jugendliche, die 14 Jahre und älter sind, jüngeren Kindern gelingt die weite und oft gefährliche Flucht selten. Die Zahl ehemaliger Kindersoldaten unter den jungen Flüchtlingen wird statistisch nicht erfasst. Das Katholische Jugendsozialwerk schätzt aktuell, dass drei bis

vier Prozent der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge ehemalige Kindersoldaten sind. Derzeit halten sich schätzungsweise zwischen 3.000 und 5.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland auf. Das heißt, es handelt sich um ca. 100 bis 200 minderjährige ehemalige Kindersoldaten. Dazu kommt die weitaus größere Zahl der ehemaligen Kindersoldaten, die inzwischen die Volljährigkeit erreicht haben, aber immer noch belastet und unterstützungsbedürftig sind.

Kindersoldaten reisen vielfach als unbegleitete minderjährige Flüchtlinge ein. Diese sollen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe untergebracht und pädagogisch betreut werden. In der Praxis jedoch ist die Situation der 16- bis 17-Jährigen oft und der jungen Volljährigen meist prekär. Sie sind mit den gleichen Restriktionen konfrontiert, denen Flüchtlinge in Deutschland allgemein unterworfen sind, die im Folgenden beschrieben werden.

2.3.1 Asylverfahren und Aufenthalt

»Politisch Verfolgte genießen Asylrecht« steht im Artikel 16a des Grundgesetzes. Durch zahlreiche Einschränkungen ist es aber heute fast unmöglich, Asyl nach dem Grundgesetz zu erhalten.¹³

Um als schutzbedürftig anerkannt zu werden, müssen Flüchtlinge kurz nach ihrer Einreise bei einer Anhörung durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) ihre Verfolgungssituation und ihren Fluchtweg glaubhaft

darlegen.¹⁴ Die durchschnittliche Bearbeitungsdauer der Asylverfahren, die im Jahr 2007 abgeschlossen wurden, betrug 17 Monate.¹⁵ Während der Zeit des Wartens auf die Entscheidung – einer Phase von ungewisser Dauer und mit ungewissem Ausgang – sind Flüchtlinge von zahlreichen ausgrenzenden Maßnahmen betroffen, die weiter unten beschrieben werden.

Flüchtlinge, die bei ihrer Flucht einen »sicheren Drittstaat« durchquert haben, sind von der Anerkennung als politisch Verfolgte nach Artikel 16a GG grundsätzlich ausgeschlossen – so zum Beispiel alle, die auf dem Landweg eingereist sind.¹⁶ Wenn Flüchtlinge nicht

14 Es muss ihnen gelingen, ihre Fluchtgründe aus eigener Initiative umfassend, detailliert, nachvollziehbar und widerspruchsfrei zu schildern. Im Asylverfahrensgesetz ist ausdrücklich geregelt: »Der Ausländer muss selbst die Tatsachen vortragen, die seine Furcht vor politischer Verfolgung begründen, und die erforderlichen Angaben machen.« Diese Festlegung einer alleinigen Darlegungspflicht auf Seiten der Antragsteller führt dazu, dass ihnen in der Anhörungspraxis in der Regel keine Fragen gestellt werden, die darauf zielen, eine umfassende Aufklärung des Verfolgungsgeschehens zu unterstützen. Dies führt oft zu unvollständigen Darlegungen der Verfolgungsgeschichte und Fluchtgründe, da viele gewohnt sind, nur auf Fragen zu antworten. Jugendliche haben in vielen Gesellschaften Älteren gegenüber Respekt zu zeigen, wozu auch gehört, nicht ungefragt zu reden. Auf der Basis des Anhörungsprotokolls entscheiden sogenannte »Sachbearbeiter Asyl« (teilweise nicht diejenigen, die die Anhörung durchgeführt haben) über den Asylantrag.

15 Nach Angaben des BAMF lag die Bearbeitungsdauer der 2007 abgeschlossenen Asylverfahren bei mindestens sechs Monaten, die längsten Laufzeiten betragen zehn Jahre und mehr. Vgl. Selders, B. (2009) Keine Bewegung! Die »Residenzpflicht für Flüchtlinge«, S. 29.

16 Dazu kommt, dass seit 2007 über ein Viertel der Asylbewerber von der europäischen Zuständigkeitsverordnung, meist Dublin II genannt, betroffen ist. Wird aufgrund von Fingerabdrücken, Visadaten o. Ä. festgestellt, dass sich ein Antragsteller in einem anderen EU-Staat befinden hat, wird ein Rück- oder Übernahmeantrag an diesen Staat gestellt. Die Antragsteller erfahren in der Regel erst unmittelbar vor der Rückführung in diesen Staat, dass ein solches

12 Alle Konfliktparteien werden zur sofortigen Demobilisierung der Kinder aufgefordert und in Fällen fortwährender Rekrutierung und Verwendung von Kindern in Armeeverbänden werden gezielte Maßnahmen wie Waffenembargos, Reiseeinschränkungen oder das Einfrieren von Konten angedroht. Wichtig ist auch die UN-Sicherheitsrats-Resolution 1612 von 2005 zur Errichtung eines Beobachtungs- und Berichtsmechanismus über Kinder in bewaffneten Konflikten (Töten und Verstümmeln von Kindern, Rekrutierung oder Einsatz von Kindersoldaten, Anschläge auf Schulen oder Krankenhäuser, Vergewaltigung und andere sexuelle Gewalt gegenüber Kindern oder Verweigerung von humanitärem Zugang zu Kindern).

13 Mit dem sogenannten Asylkompromiss wurde 1993 das Grundrecht auf Asyl durch zahlreiche Bestimmungen wie die der »verfolgungsfreien Länder« und »sicheren Drittstaaten« eingeschränkt. 2007 und 2008 erhielten 1,1 Prozent der Antragsteller Asyl nach Artikel 16a GG, in der ersten Hälfte von 2009 waren es 1,7 Prozent. Quelle: BAMF (2009) Aktuelle Zahlen zu Asyl (www.bamf.de).

belegen können, dass sie auf direktem See- oder Luftweg nach Deutschland eingereist sind, das Bundesamt jedoch ihre Verfolgungssituation für glaubhaft hält, können sie Abschiebungsschutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention (§ 60.1 AufenthG) erhalten. Damit sind sie seit Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes¹⁷ 2005 rechtlich quasi gleichgestellt mit Asylberechtigten nach Artikel 16a GG. Und während bis 2005 nur die Verfolgung durch staatliche Kräfte asylrelevant war, müssen im Rahmen der Umsetzung von EU-Bestimmungen nun auch nicht-staatliche und geschlechtsspezifische Verfolgung als Anerkennungsgründe berücksichtigt werden. Gerade für ehemalige Kindersoldaten, die zum Beispiel Rebellen Gruppen entkommen sind, kann dies von Bedeutung sein.

Das Bundesamt kann auch ein Abschiebungsverbot aus humanitären Gründen erteilen (§ 60.2, 3, 5 oder 7 AufenthG), beispielsweise aufgrund einer lebensbedrohlichen Erkrankung, die im Herkunftsland nicht behandelt werden kann. Auch wenn im Zuge einer Abschiebung schwer traumatisierter Flüchtlinge eine Retraumatisierung mit suizidalen Folgen sehr wahrscheinlich ist, kann ein Abschiebungsverbot erteilt werden. Auch dieser Passus ist für ehemalige Kindersoldaten von Bedeutung.

In der Praxis erhält aber nur eine Minderheit der Asylantragsteller eine Anerkennung als Asylberechtigte oder Abschiebeschutz nach der Gen-

Dublinverfahren eingeleitet wurde. Auch Minderjährige sind von den Überstellungen betroffen, gegen die es fast keine Rechtsschutzmöglichkeiten gibt.

17 Das »Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern« (Zuwanderungsgesetz) verändert verschiedene bestehende Gesetze in 15 Artikeln. Das Ausländergesetz wurde in Aufenthaltsgesetz umbenannt und verschiedene Aufenthaltstitel wurden verändert. Näheres auf der Seite der Bundesregierung: www.zuwanderung.de

fer Flüchtlingskonvention bzw. aus humanitären Gründen, auch wenn sie vor Gewalt geflohen sind.¹⁸ Auch die (Zwangs-) Rekrutierung als Kindersoldat führt nicht zwangsläufig zur Anerkennung.¹⁹

Asylberechtigte und Flüchtlinge, denen Abschiebeschutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention zugesprochen wird, erhalten eine auf drei Jahre befristete Aufenthaltserlaubnis. Das BAMF überprüft nach spätestens drei Jahren die Asylberechtigung bzw. das Abschiebungsverbot und leitet gegebenenfalls ein Widerrufsverfahren ein. Bei einem negativen Ergebnis kann die Aufenthaltserlaubnis aberkannt und der Betreffende ausreisepflichtig werden.²⁰ Wenn die Anerkennungsvoraus-

18 2007 und 2008 lag der Anteil der Asylbewerber, die Abschiebeschutz nach § 60.1 AufenthG erhielten im Vergleich zu den Vorjahren mit 24,1 Prozent und 33,9 Prozent sehr hoch. Bei über 80 Prozent handelt es sich dabei um irakische Flüchtlinge (BAMF 2008, S. 42f). 2006 wurden zum Beispiel nur 0,8 Prozent der Antragsteller als Asylberechtigte anerkannt; weitere 5,6 Prozent erhielten Abschiebeschutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention oder aus humanitären Gründen (BAMF 2007, S. 37). Häufig wird beschieden, der Vortrag sei »nicht glaubwürdig« oder es bestünde im Herkunftsland eine »inländische Fluchtalternative«.

19 Die Betroffenen müssen nach der Ablehnung ihres Asylantrags häufig in jahrelangen Klageverfahren Abschiebeschutz erwirken. Es ist nicht bekannt, wie viele ehemalige Kindersoldaten abgeschoben werden, weil sie keine professionelle Beratung und Unterstützung erhalten und alleine damit überfordert sind, humanitären Schutz juristisch einzuklagen.

20 Auch wenn Flüchtlinge soziale Rechte in Anspruch nehmen wollen, etwa bei einem Antrag auf Familienzusammenführung, Niederlassungserlaubnis oder Einbürgerung, kann die Ausländerbehörde ein Widerrufsverfahren in die Wege leiten. 2008 hat das Bundesamt in 36.906 Fällen geprüft, ob ein früher gewährter Flüchtlingsstatus widerrufen werden könnte. Pro Asyl: »Von 2003 bis 2008 wurde über 56.000 anerkannten Flüchtlingen, die oft schon viele Jahre in Deutschland lebten, ihr Schutzstatus entzogen. Betroffen sind vor allem Flüchtlinge aus dem Irak, der Türkei, dem Kosovo, Afghanistan, Iran, Sri Lanka und anderen

setzungen weiter vorliegen, teilt das Bundesamt dies der zuständigen Ausländerbehörde, nicht aber den Betroffenen selbst mit. Die Flüchtlinge haben dann Anspruch auf eine unbefristete Niederlassungserlaubnis nach § 26 Abs. 3 AufenthG, die sie jedoch selbst beantragen müssen, was viele nicht wissen. Diese Niederlassungserlaubnis hat den Vorteil, dass sie keinen Nachweis von Sprachkenntnissen und keine Unabhängigkeit von Sozialleistungen voraussetzt.

Flüchtlinge, deren Asylantrag abgelehnt wurde, können innerhalb von zwei Wochen – bei »Offensichtlich unbegründet«-Entscheidungen innerhalb einer Woche – vor dem Verwaltungsgericht gegen diese Entscheidung des Bundesamtes klagen, was ein großer Teil der Antragsteller tut. Flüchtlinge, deren Asylverfahren abgelehnt wird und die keinen Aufenthaltstitel bekommen, aber de facto auch nicht abgeschoben werden können, beispielsweise da keine Ausweispapiere existieren, erhalten eine »Duldung zur Aussetzung der Abschiebung«. Trotz zweier Bleiberechtsregelungen 2006 und 2007 leben noch immer über 100.000 Personen im Duldungsstatus, 60.000 von ihnen sind seit mehr als sechs Jahren davon betroffen.²¹

Staaten. Pro Asyl kritisierte die massenhafte Widerrufspraxis mehrfach als inhuman und völkerrechtswidrig. Im Klageverfahren gegen den Widerruf hatten dann vor Gericht auch viele betroffene Flüchtlinge Erfolg. Anderen droht der Verlust ihres Aufenthaltsrechts. Begründet wird der Widerruf regelmäßig mit einer geänderten politischen Situation im Herkunftsland.« (Quelle: www.proasyl.de)

21 Vor der Bleiberechtsregelung lebten ca. 200.000 Menschen mit Duldung in Deutschland, 140.000 Menschen länger als fünf Jahre und 50.000 länger als zehn Jahre. 30.000 Menschen haben im Zuge der Bleiberechtsregelung eine bis Ende 2009 befristete Aufenthaltserlaubnis erhalten. Es wird befürchtet, dass viele ihren Aufenthaltstatus wieder verlieren, weil sie in Zeiten der Wirtschaftskrise und nach Jahren erzwungener Arbeitslosigkeit damit überfordert sind, keine staatlichen Hilfen zum Lebensunterhalt in Anspruch zu nehmen. (www.aktion-bleiberecht.de)

Wenn der Asylantrag abgelehnt wurde oder Ausländer anderweitig ihren Aufenthaltstitel verloren haben, bekommen sie die Aufforderung zur Ausreise innerhalb einer gesetzten Frist, meist eines Monats. Kommen sie der nicht nach, sollen sie abgeschoben werden.²² Flüchtlinge erleben es immer wieder, dass Nachbarn im Flüchtlingsheim, Freunde oder Angehörige abgeschoben werden. Nicht selten gibt es »Abschiebungen im Morgengrauen«, bei denen Mitarbeiter der Ausländerbehörde nachts bzw. in den frühen Morgenstunden mit Polizei-Einsatz (teilweise Sondereinsatz-Kommandos in Kampfanzug mit Schäferhunden), teils auch in ärztlicher Begleitung, Flüchtlinge aus ihren Betten holen und sie zum Flughafen bringen. Immer wieder kommt es in solchen Situationen zu Zusammenbrüchen und Suizidversuchen. Die ständige Präsenz des Themas Abschiebung führt zu einem Klima der Angst unter vielen Flüchtlingen.

2.3.2 Lebenssituation von Flüchtlingen

Sobald sich ein Flüchtling in Deutschland meldet, wird er nach einem Quotenschlüssel einem Bundesland zugewiesen. Dort muss er bis zu drei Monate lang in einer sogenannten Erstaufnahme-Einrichtung leben bis er einer Kommune zugewiesen wird. Die Betroffenen haben keinerlei Einfluss auf Wahl ihres Wohnortes.²³ In manchen Bundesländern müssen Flüchtlinge für die gesamte Dauer des Asylverfahrens in zentralen Lagern

²² Im Jahr 2008 gab es 7.778 Abschiebungen auf dem Luftweg. (Bundestagsdrucksache 16/12568)

²³ Lediglich Ehepartner, die eine staatlich anerkannte Ehe (Heiratsurkunde) nachweisen können, sowie Eltern und minderjährige Kinder haben das Recht, an einem gemeinsamen Ort zu wohnen. Ob Freunde oder Verwandte wie Geschwister, volljährige Kinder, Onkel oder Tanten bereits in Deutschland leben, wird im Verteilungsverfahren nicht berücksichtigt.

bleiben, wie zum Beispiel in Bramsche in Niedersachsen.

Für Asylbewerber besteht die Sondergesetzgebung der »Residenzpflicht«: Sie müssen sich permanent im zugeteilten Landkreis aufhalten.²⁴ Die Residenzpflicht führt zur Isolation der Betroffenen, zum Beispiel die Teilnahme an Deutschkursen und Veranstaltungen oder Besuche bei Freunden und Verwandten werden häufig verhindert. Wenn Asylbewerber gegen die Residenzpflicht verstoßen, indem sie sich ohne schriftliche Erlaubnis auf den Weg machen, werden sie mit Geld- oder Freiheitsentzug bestraft. Polizei und Bundesgrenzschutz kontrollieren vor allem an Bahnhöfen und in Zügen Menschen, die nicht europäisch aussehen.²⁵

Asylsuchende sind verpflichtet, in Gemeinschaftsunterkünften oder Lagern zu leben. Diese sind häufig in extrem schlechtem Zustand, oft handelt es sich um Container oder ehemalige Kasernen. Alleinstehende Flüchtlinge werden in der Regel in Mehrbettzimmern mit fremden Menschen verschiedener Herkunft untergebracht, meist stehen einem Flüchtling zwischen 4,5 und sechs Quadratmetern pro Person zur Verfügung.²⁶

²⁴ Wenn sie den »Bereich der räumlichen Beschränkung« vorübergehend verlassen möchten, müssen sie dies unter genauer Angabe der Zieladresse und der Gründe rechtzeitig bei der Ausländerbehörde beantragen, in deren Ermessen die Entscheidung liegt, ob an der Erlaubnis »dringendes öffentliches Interesse besteht, zwingende Gründe es erfordern oder die Versagung der Erlaubnis eine unbillige Härte bedeuten würde.« (§ 58 Abs. 1 Asylverfahrensgesetz) Die Behördenpraxis bei der Erteilung der Genehmigungen ist unterschiedlich, ebenso die Höhe der Gebühren dafür.

²⁵ Auch Menschen im Duldungsstatus unterliegen in Deutschland der »Residenzpflicht«. Bei ihnen ist der Aufenthalt auf das Bundesland beschränkt, wobei es im Ermessen der zuständigen Ausländerbehörde liegt, den Bewegungsradius weiter einzuschränken.

²⁶ Aufgrund der immer effektiveren Abschottung der europäischen Außengrenzen

In den Sammelunterkünften haben Flüchtlinge weder ein eigenes Bad noch eine eigene Küche. Die gemeinschaftlich genutzten Räume verfügen zumeist über eine äußerst spärliche und schadhafte Einrichtung und befinden sich häufig in einem schlechten hygienischen Zustand (vgl. Pieper 2008). Aufgrund der unterschiedlichen Bewohnerschaft der Heime auf engstem Raum unter schlechten Bedingungen, gibt es häufig Konfliktpotenzial untereinander. Es kommt immer wieder zu Polizei-Einsätzen, auch nächtlichen Razzien, bei denen zum Beispiel Drogenhändler und untergetauchte Menschen ohne Aufenthaltstitel gesucht werden. Die vielfach schlechte Unterbringungssituation hat im Besonderen für traumatisierte Personen gravierende Auswirkungen.

Für Asylsuchende und Geduldete besteht während des ersten Jahres ein generelles Arbeitsverbot. Sie müssen von »Grundleistungen« nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG § 3) leben, die »vorrangig als Sachleistungen zu gewähren« sind. Die Flüchtlinge erhalten dann entweder Einkaufsgutscheine, die sie nur in bestimmten Geschäften einlösen können, oder Lebensmittelpakete.²⁷ Die Leistungen sind seit der Einführung des Asylbewerberleistungsgesetzes 1993 nicht erhöht worden und liegen 35 Prozent unter

gelingt immer weniger Flüchtlingen die Einreise und die Zahlen der Asylbewerber erreichen jährlich historische Tiefststände. Mitte der 1990er Jahre lag die Zahl der Asyl-Erstanträge jährlich noch bei über 100.000; 2007 betrug sie 19.164 und 2008 22.085 (BAMF 2009). Aufgrund der geringen Asylbewerberzahlen sind einige Gemeinden dazu übergegangen, Flüchtlinge gemeinsam mit Wohnungslosen unterzubringen, was aufgrund der bei dieser Gruppe häufig vorhandenen Suchtproblematik und anderer sozialer Schwierigkeiten eine zusätzliche Belastung für die Flüchtlinge bedeuten kann.

²⁷ Da Sachleistungen für die Kommunen kostenintensiver sind und der Einkauf mit Gutscheinen für die Betroffenen diskriminierend ist, werden vielerorts Geldleistungen gewährt.

dem ALG II-Satz, betragen monatlich also nur 224,97 Euro für »Haushaltsvorstände« und 199,40 Euro für Minderjährige, teilweise sogar wenn diese alleine leben. In einigen Bundesländern sind unbegleitete minderjährige Flüchtlinge allen anderen Jugendlichen gleichgestellt und erhalten Leistungen nach SGB VIII²⁸ (276 Euro). Flüchtlinge mit ungesichertem Aufenthalt sind nicht Mitglied der gesetzlichen Krankenversicherung. Die medizinische Versorgung ist in den ersten vier Jahren auf die Behandlung »akuter Erkrankungen und Schmerzzustände« (AsylbLG § 4) reduziert, die auf Antrag von den Sozialämtern finanziert wird, wobei die Auslegung des Begriffes »akut« differieren kann. Die Bewilligung einer Psychotherapie ist in der Regel schwierig.

Nach einem Jahr können Asylbewerber bei der Ausländerbehörde eine Arbeitserlaubnis für eine konkrete Arbeits- oder Ausbildungsstelle beantragen. Die Arbeitsagentur überprüft dann im Rahmen einer ca. sechswöchigen »Vorangprüfung«, ob es einen Deutschen, EU-Bürger oder bevorrechtigten Drittstaatenangehörigen für diese Stelle gibt, bevor die Ausländerbehörde gegebenenfalls eine Arbeitserlaubnis erteilt.²⁹ Wenn Flüchtlinge nach Artikel 16a GG oder der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt werden, stehen ihnen Sozialleistungen analog Hartz IV und eine generelle Arbeitserlaubnis zu.

2.3.3 Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge

Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge unter 16 Jahren werden in Deutsch-

land in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe untergebracht und versorgt.

Flüchtlinge sind ab dem Alter von 16 Jahren »asylmündig«, das heißt, sie können einen Asylantrag stellen, obwohl sie noch minderjährig sind. Für unbegleitete Minderjährige sind Sondersachbearbeiter zuständig.³⁰ Mit der Begründung der »Asylmündigkeit« wurden unbegleitete 16- und 17-Jährige bis 2005 in der Regel wie alleinstehende Erwachsene behandelt, das heißt, ihnen wurde keine besondere Unterbringung oder pädagogische Betreuung zuteil. Am 1. Oktober 2005 ist das Kinder- und Jugendhilfeentwicklungsgesetz (KICK) in Kraft getreten. Darin wird explizit festgelegt, dass auch 16- und 17-jährige unbegleitete minderjährige Flüchtlinge vom Jugendamt in Obhut genommen werden müssen.³¹ Seitdem werden 16- und 17-Jährige mehrheitlich auch in Jugendhilfeeinrichtungen aufgenommen, doch das Gesetz wird nicht überall umgesetzt. In einigen Bundesländern, beispielsweise in Berlin, erhalten inzwischen alle unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge Leistungen nach dem SGB VIII, in anderen Ländern wird an der Versorgung nach AsylbLG festgehalten.

Die Ungleichbehandlung der ehemaligen Kindersoldaten aufgrund ihres Alters wird an vielen Punkten der Studie von Bedeutung sein. Dies betrifft die Art der Aufnahme in Deutschland, den Zugang zu Ressourcen, die Art der verfügbaren Sozialleistungen (SGB VIII oder AsylbLG) oder auch den Zugang zu Bildungseinrichtungen. Da es keine bundeseinheitliche Behandlung der Betroffenen

gibt, unterscheidet sich die Situation bei den Interviewpartnern der Studie.

In einigen Bundesländern wurden spezielle Clearinghäuser eingerichtet, in die neu ankommende Minderjährige in der Anfangsphase ihres Aufenthalts aufgenommen werden, um zu klären, welche Bedürfnisse und welcher Unterstützungsbedarf vorliegen und welche Maßnahmen möglich und sinnvoll sind. In anderen Bundesländern sind Jugendämter dazu übergegangen, die Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften als »Inobhutnahme« in einer »anderen Wohnform« zu deklarieren.³²

Wo Jugendliche nicht in Regeleinrichtungen der Jugendhilfe untergebracht werden, ist ein Zugang zu qualifizierter pädagogischer Betreuung, Spracherwerb und Bildung oft nicht gewährleistet. Grundsätzlich fehlt es vielerorts an qualifizierten, unabhängigen Beratungsangeboten, die den Jugendlichen in den komplizierten asyl- und aufenthaltsrechtlichen Fragen helfen, die bestmöglichen Schritte zu gehen. Eine gute aufenthaltsrechtliche Beratung ist gerade auch deshalb von entscheidender Bedeutung, weil ein aussichtsloser Asylantrag zu einer Ablehnung als »offensichtlich unbegründet« nach § 30 Abs. 3 AsylVfG führen kann, wodurch nach § 10 Abs. 3 AufenthG der Erhalt anderer Aufenthaltserlaubnisse unmöglich wird.³³

Für sämtliche unbegleitete Minderjährige, auch die »asylmündigen«, muss seit Inkrafttreten des KICK ein Vormund bestellt werden. Dabei sind Privatvor-

³² Dabei wird für die ankommenden Minderjährigen auf der Grundlage eines kurzen Gesprächs, teilweise ohne qualifizierte Dolmetscher, festgestellt, dass kein weiterer Jugendhilfebedarf besteht.

³³ Eine Aufenthaltserlaubnis darf in diesen Fällen nur noch erteilt werden, wenn ein Anspruch auf eine Erteilung vorliegt. Bei den meisten Aufenthaltserlaubnissen heißt es jedoch, sie »können« oder »sollten« erteilt werden, was keinen Anspruch im Sinne des § 10 Abs. 3 begründet.

²⁸ SGB VIII: Sozialgesetzbuch (SGB) Aches Buch (VIII) Kinder- und Jugendhilfe. (www.sozialgesetzbuch-sgb.de)

²⁹ Weitere Informationen und Materialien zur Arbeitserlaubnis etc. auf den Seiten der Gemeinnützigen Gesellschaft zur Unterstützung Asylsuchender – Qualifizierung der Flüchtlingsberatung (www.volker-maria.de)

³⁰ Das BAMF bemüht sich, für die Anhörungen von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen speziell geschulte Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen und die Anhörungssituation zu verbessern, um deren Bedürfnissen gerecht zu werden.

³¹ In § 42 Abs.1 Satz 1 Nr. 3 SGB VIII wird die unbegleitete Einreise als eigenständiges Inobhutnahmekriterium festgeschrieben.

münder vorzuziehen, nicht zuletzt da Amtsvormünder als Behördenmitarbeiter häufig in einem Interessen- oder Loyalitätskonflikt stehen.³⁴

Eine weitere Problematik ist die Altersfestsetzung. Von Behördenseite kann auf der Basis einer »Inaugenscheinnahme« oder der medizinisch umstrittenen Handwurzelknochenuntersuchung das angenommene Alter festgesetzt werden. Auch diese Praxis variiert in den Bundesländern. Insgesamt wird ein nicht unerheblicher Teil der ankommenden jungen Flüchtlinge älter eingestuft als sie selbst angeben und ist durch das festgesetzte Alter entweder asylmündig oder volljährig.

2.3.4 Bildung und Ausbildung

Viele junge Flüchtlinge sind hoch motiviert, Deutsch zu lernen und einen Schulabschluss zu erwerben. Durch die Situation in ihren Heimatländern haben sie oft nur unter Schwierigkeiten und unregelmäßig die Schule besuchen können. In den Erstaufnahmeeinrichtungen haben die Jugendlichen keinen Zugang zu Schule. Nach der Umverteilung auf die Kommunen hängt der Zugang zum Bildungssystem von den Regelungen in den Bundesländern ab. Inzwischen besteht in allen Bundesländern die Schulpflicht oder das Schulrecht, meist bis zum Alter von 16 Jahren, auch für Flüchtlinge. Während junge Flüchtlinge in Jugendhilfeeinrichtungen die notwendige Unterstützung zum Schulbesuch erhalten, ist es für allein lebende Jugendliche über 16 oft sehr schwierig, diesen in die Wege zu leiten und durchzusetzen.

Durch die am 1. Januar 2009 in Kraft getretene Beschäftigungsverfahrensver-

ordnung (BeschVerfV) haben sich die Ausbildungschancen junger Flüchtlinge verbessert. Nach § 10 Abs. 2 der BeschVerfV können sie jetzt eine Arbeitserlaubnis für einen anerkannten Ausbildungsberuf ohne Vorrangprüfung erhalten, sobald sie mehr als ein Jahr in Deutschland sind. Gelingt es ihnen, erfolgreich eine Ausbildung abzuschließen und ihren Lebensunterhalt durch eine entsprechende qualifizierte Berufstätigkeit zu bestreiten, können sie nach § 18a AufenthG eine Aufenthaltserlaubnis erhalten, sofern sie die dort genannten Bedingungen wie keine Behinderung aufenthaltsbeendender Maßnahmen erfüllen.

2.3.5 Besonders schutzbedürftige Flüchtlinge

Die Versorgung besonders schutzbedürftiger Flüchtlinge wird in EU-Richtlinien geregelt.³⁵ Zu den als besonders verletzlich definierten Gruppen gehören (unbegleitete) Minderjährige, Behinderte, ältere Menschen, Schwangere, Alleinerziehende mit minderjährigen Kindern und Personen, die Folter, Vergewaltigung oder sonstige schwere Formen psychischer, physischer oder sexueller Gewalt erlitten haben. Auch wenn ehemalige Kindersoldaten nicht explizit genannt werden, gehören sie als Opfer extremer Gewalt und meist auch aufgrund ihres Alters gemäß dieser Definitionen zur Gruppe der besonders verletzlichen Flüchtlinge.

Die Richtlinien sehen vor, dass die spezielle Situation besonders schutzbedürftiger Personen bei der medizinischen und materiellen Versorgung berücksichtigt werden soll. Obwohl die Richtlinien bereits 2003 erlassen wurden, gibt es heute in Deutschland kein Verfahren,

mit dem die besondere Schutzbedürftigkeit von Flüchtlingen gemäß den EU-Richtlinien ermittelt wird und auf dessen Grundlage ihnen die erforderlichen Hilfen gewährt werden.³⁶

2.4 Trauma und Therapie bei ehemaligen Kindersoldaten

Generell gibt es einen hohen Anteil an Traumatisierungen unter Flüchtlingen. So kam zum Beispiel eine wissenschaftliche Untersuchung der Psychologischen Forschungs- und Modellambulanz für Flüchtlinge der Universität Konstanz zu dem Ergebnis, dass etwa 40 Prozent der Asylbewerber unter Posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS) leiden.³⁷ Es ist davon auszugehen, dass der Anteil der Traumatisierten unter ehemaligen Kindersoldaten aufgrund ihrer spezifischen Lebenserfahrungen deutlich höher liegt.

Nach der »International Classification of Diseases der Weltgesundheitsorganisation« (ICD 10) bedeutet ein Trauma, einem »belastenden Ereignis oder einer Situation mit außergewöhn-

36 Im Bericht der Europäischen Kommission über die Anwendung der Aufnahme richtlinie in den Mitgliedsstaaten vom 26.11.2007 wird die mangelhafte Umsetzung in Deutschland problematisiert und festgestellt, dass die Identifizierung besonders schutzbedürftiger Asylbewerber ein Kernelement der Aufnahme richtlinien ist, ohne dass die auf die besondere Behandlung dieser Menschen abhebenden Bestimmungen der Richtlinie ins Leere laufen. In Berlin hat im Sommer 2009 ein Modellprojekt damit begonnen, ein Verfahren zur Identifizierung und Versorgung besonders schutzbedürftiger Flüchtlinge zu erarbeiten, das die Umsetzung der EU-Aufnahme richtlinie zum Ziel hat. Siehe: www.bzsl.de/bzsl/documents/Vulnerable_Fluechtlinge_Kurzbeschreibung.pdf

37 Gäbel, U. u. a., Psychologische Forschungs- und Modellambulanz für Flüchtlinge, Universität Konstanz (2006) Prävalenz der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD) und Möglichkeiten der Ermittlung in der Asylverfahrenspraxis. In: Zeitschrift für klinische Psychologie und Psychotherapie, Göttingen: Horgrefe Verlag.

34 Für aufenthaltsrechtliche Fragen kann eine Ergänzungspflegschaft beantragt werden, wenn der Vormund nicht selber in diesem Bereich kompetent ist. Von dieser Möglichkeit wird erst selten Gebrauch gemacht.

35 »Richtlinie zur Festlegung von Mindestnormen für die Aufnahme von Asylbewerbern in den Mitgliedstaaten« (2003/9/EG) und »Richtlinie über Mindestnormen für die Anerkennung von Flüchtlingen« (2204/83/EG)

licher Bedrohung oder katastrophalem Ausmaß ausgesetzt sein, die bei fast jedem eine tiefe Verstörung hervorrufen würde«. (ICD 10, F 43.1)

Die Art und Dauer der traumatischen Ereignisse sind für die Auswirkungen relevant. Einmalige bzw. kurz andauernde traumatische Ereignisse (Typ-I-Traumata) können meist eher verarbeitet werden als wiederholte oder über lange Zeiträume hinweg andauernde Traumatisierungen (Typ-II-Traumata). Traumatisierungen, die von Menschen herbeigeführt wurden, zum Beispiel durch Krieg, Folter oder Vergewaltigung (man-made disaster), sind in ihren Auswirkungen gravierender als beispielsweise Naturkatastrophen, da sie das Vertrauen in menschliche Beziehungen grundlegend erschüttern.

Kindersoldaten sind den Erfahrungen extremer Gewalt meist über einen langen Zeitraum schutzlos ausgeliefert. Viele werden Zeugen der Verletzung, Verstümmelung und Ermordung anderer Menschen, oft auch ihrer Angehörigen. Die meisten erleben Entführung, Misshandlungen, Folter und Vergewaltigungen am eigenen Leib. Und viele Kindersoldaten werden gezwungen, Täter zu werden. Auch Täterschaft kann traumatisieren, neben belastenden Erinnerungsbildern leiden die Kinder und Jugendlichen unter massiven Gefühlen der Scham und Schuld.

Nicht jeder Mensch entwickelt bei belastenden Lebensereignissen länger andauernde Symptome psychischer Belastung. Ein Zusammenwirken von Ereignis-, Risiko- und Schutzfaktoren führt dazu, ob ein Mensch nach einem traumatischen Erlebnis eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickelt oder nicht.

Die Ereignisfaktoren beziehen sich auf die Schwere, das Ausmaß des erlebten Traumas. »Die Erfahrungen von Folter- und Kriegsopfern unterscheiden sich in zwei wesentlichen Punkten von normalen Traumata: In der Qualität,

das heißt in der Intensität, Schwere und Brutalität, sowie in der Quantität, also in der Wiederholung, der Häufung und der langen Dauer der Bedrohung. Diese beiden Faktoren sind entscheidend für das Entstehen posttraumatischer Beschwerden und weiterer anhaltender Symptome. Bei Kriegserlebnissen und bei Folter geht es um eine elementare Bedrohung des Lebens, der physischen und psychischen Integrität, aber auch um eine Zerstörung der materiellen, sozialen und kulturellen Lebensgrundlagen.« (Maier 2007, S. 40)

Zu den Ereignisfaktoren gehören auch die Erwartbarkeit und Kontrollierbarkeit des traumatischen Ereignisses. Gerade Kinder, die verschleppt und zwangsrekrutiert werden erleben das totale Ausgeliefertsein.

Zu den Risikofaktoren gehören Vorbelastungen durch frühere belastende Erfahrungen oder bereits vorhandene psychische Störungen, aber auch die aktuellen Lebensbedingungen, in denen ein Mensch lebt. Kindersoldaten sind häufig in Kriegsgebieten aufgewachsen und durch frühere Kriegserfahrungen vorbelastet.

Ein zentraler Schutzfaktor ist die soziale Unterstützung, die ein Mensch nach einem traumatischen Ereignis erfährt. Innerhalb der bewaffneten Einheiten gibt es für Kindersoldaten in der Regel keinen Raum, belastende Erfahrungen und Gefühle zu verarbeiten. Nach der Flucht kommt Mitarbeitern in Jugendhilfeeinrichtungen und Therapeuten eine wichtige Rolle zu. Ein weiterer Schutzfaktor sind die Kompetenzen, Ressourcen und die positiven Erfahrungen, die Menschen in ihrem Leben bereits erworben und gemacht haben.

Generell haben Kinder und Jugendliche nach belastenden Ereignissen ein höheres Risiko einer Traumatisierung, da aufgrund ihres jüngeren Alters ihre Bewältigungsmöglichkeiten eingeschränkter sind.

2.4.1 Posttraumatische Belastungsstörung und weitere Traumafolgen

Wenn die Bewältigungsmechanismen eines Menschen durch das Zusammenwirken der oben beschriebenen Faktoren überfordert sind, kann sich nach einem traumatischen Ereignis eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickeln. Diese äußert sich mit drei typischen Symptom-Gruppen:

- **Symptome des Wiedererlebens**

Traumatische Ereignisse können nicht als normale Erinnerung gespeichert werden. Sie kommen immer wieder in Form von Alpträumen oder wiederholten, sich aufdrängenden Erinnerungsbildern zum Vorschein. Die Erinnerung an das Trauma geht einher mit intensiver psychischer Belastung, häufig kommt es auch zu körperlichen Reaktionen wie Zittern, Herzrasen oder Atemnot. Lebhaftige Erinnerungen können die Betroffenen auch in Form von »Flashbacks« überfluten. Sie haben das Gefühl, als befänden sie sich aktuell wieder in der traumatischen Situation. Flashbacks können durch Reize ausgelöst werden, die an die traumatische Situation erinnern, wie zum Beispiel Uniformen von Polizei, Zoll oder Sicherheitsdiensten.

- **Symptome der Vermeidung**

Menschen, die an einer Posttraumatischen Belastungsstörung leiden, versuchen oft bewusst Reize zu vermeiden, die sie an das traumatische Ereignis erinnern. Sie schauen zum Beispiel keine Kriegsfilme oder vermeiden Gespräche über ihre Erlebnisse. Häufig findet die Vermeidung auch unbewusst statt. Sie kann sich in sozialem Rückzug, extremer Vergesslichkeit oder Dissoziationen äußern und sich generalisieren zu einem Gefühl der Gefühllosigkeit oder der Entfremdung von der Welt und anderen Menschen.

- **Erhöhte Angstbedingte Erregung**

Eine permanente Anspannung führt zu extremer Wachsamkeit, starken Schreckreaktionen, zu Reizbarkeit und eventuell Wutausbrüchen, zu Schlafschwierigkeiten oder auch Konzentrationsschwierigkeiten.

- **Weitere Traumafolgen**

Die Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) ist nicht die einzige mögliche Reaktion auf traumatische Erlebnisse, und die Symptome, die Menschen erleben, können weit über die beschriebenen hinausgehen. Sehr häufig leiden Trauma-Opfer beispielweise unter starken depressiven Symptomen wie Grübeln, Antriebslosigkeit, Gefühlen von Schuld und Wertlosigkeit. Laut Maier zeigen 70 Prozent aller Traumapatienten komorbide depressive Störungen (Maier 2007, S. 64).

Durch besonders schwere oder frühe Traumatisierungen können sehr viel gravierendere Störungen als eine PTBS ausgelöst werden. Die Komplexe Posttraumatische Belastungsstörung (engl. DESNOS: Disorder of Extreme Stress Not Otherwise Specified) ist noch nicht in die internationalen Diagnosesysteme aufgenommen. Die schweren Beeinträchtigungen unter anderem in der Affektregulation, im Bewusstsein, in der Selbst- und Körperwahrnehmung und in Beziehungen (vgl. Herman 1992) sind bei Überlebenden von Krieg und Folter häufig zu finden.

- **Suizidalität**

Menschen mit einer Posttraumatischen Belastungsstörung weisen eine achtfach erhöhte Rate an Suizidversuchen gegenüber der Allgemeinbevölkerung auf (Huber 2003). Auch Depressionen, an denen traumatisierte Menschen häufig leiden, führen zu einem erhöhten Suizidrisiko. Besonders gefährdet sind Menschen, die einen Suizid ankündigen

oder bereits einen Suizidversuch unternommen haben, sowie Menschen, die Krieg, Folter, rassistisch, religiös oder politisch motivierte Verfolgung oder sexuelle Übergriffe bzw. Gewalt erlebt haben (Dorrmann 2006). Hilf- und Hoffnungslosigkeit und die Erwartung, dass es in Zukunft nicht besser wird, erhöhen die Wahrscheinlichkeit eines Suizids (Davison & Neale 2001). Die Situation des ungesicherten Aufenthalts stellt bereits einen extremen Stressfaktor dar, der zu einer Destabilisierung der psychischen Verfassung und damit zu einer völligen Dekompensation führen kann. Im Kontext von Abschiebungsandrohungen (zum Beispiel im Vorfeld der bald erreichten Volljährigkeit) kommt es immer wieder zu suizidalen Krisen traumatisierter junger Flüchtlinge, denn die Gefahr einer Rückkehr in das Land, in dem die traumatischen Erfahrungen gemacht wurden und in vielen Fällen Lebensgefahr wegen Rache oder Verfolgung von ehemaligen Kämpfern besteht, lässt viele verzweifeln. Aber auch ohne akute aktuelle Auslöser kann die Belastung durch die traumatischen Ereignisse in der Vergangenheit im Zusammenspiel mit der als hoffnungs- und ausweglos empfundenen Lebenssituation in Deutschland zu einer Zuspitzung der Symptomatik und zu Suizidalität führen.

2.4.2 Therapeutische Versorgung ehemaliger Kindersoldaten in Deutschland

Zur Behandlung von Traumafolgestörungen sind in den letzten Jahren eine Reihe von Therapieverfahren entwickelt worden.³⁸ Einen besonderen Stellenwert haben in Bezug auf die Zielgruppe ehemalige Kindersoldaten Konzepte, die die interkulturelle Dimension berücksichtigen.

Ehemalige Kindersoldaten haben häufig Schwierigkeiten, angemessene therapeutische Versorgung zu erhalten. Zum einen sind die Therapiemöglichkeiten für Flüchtlinge mit ungesichertem Aufenthalt durch das Asylbewerberleistungsgesetz eingeschränkt (s. o.). Zum anderen fühlen sich Einrichtungen der Regelversorgung und niedergelassene Therapeuten teilweise von der Komplexität der Anforderungen (Trauma, anderer kultureller Hintergrund, gegebenenfalls Sprachbarrieren und Erfahrungen der Täterschaft) überfordert. Insofern werden ehemalige Kindersoldaten in Deutschland vorrangig in den Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer betreut und behandelt. Diese Zentren sind meist spezialisiert in transkultureller und traumaspezifischer Arbeit und werden durch Fördergelder und Spenden finanziert, so dass junge Flüchtlinge teilweise auch ohne eine vorhandene Krankenversicherung oder Bewilligung der Kostenübernahme durch das zuständige Sozialamt als Klienten aufgenommen werden können. Die Unterstützung umfasst oft neben (trauma-) therapeutischen Interventionen auch begleitende Gruppenangebote sowie die soziale Stabilisierung (Aufenthaltsrecht, Unterbringung, Schulbesuch, Arbeitserlaubnis zur Ausbildung etc.). Die Kapazitäten in den bundesweit ca. 20 Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge sind begrenzt, so dass meist nicht alle Anfragenden aufgenommen werden können und teilweise sehr lange Wartezeiten bestehen. Auch sind nicht in allen Regionen entsprechende Einrichtungen erreichbar. Insofern ist es dringend notwendig, dass Behandlungs- und Unterstützungsangebote für traumatisierte Flüchtlinge wie ehemalige Kindersoldaten ausgebaut werden.

³⁸ Vgl. Fischer 1999 / 2003, Flatten 2001, Hanswille; Kissenbeck 2008, Huber 2003, Reddemann 2004, Shapiro 1998, Van der Kolk et al. 2000

3. Interviewpartner und Methoden

3.1 Interviewpartner

Mit Unterstützung diverser Institutionen wurden bundesweit Interviewpartner für die Studie gesucht, unter anderem über den Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge e.V. (B-UMF e. V.), über die Vernetzungen der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer sowie über die Flüchtlingsräte. Im Laufe eines Jahres konnten 17 Interviewpartner aus verschiedenen Städten in Bayern, Berlin, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz gefunden werden.³⁹ Die meisten Interviews wurden zwischen Dezember 2008 und Mai 2009 geführt. Die Namen aller Interviewpartner wurden geändert.

In der hier vorliegenden Studie werden die Aussagen von 15 Interviewpartnern berücksichtigt.⁴⁰ Zehn Interviewpartner waren als unbegleitete minderjährige Flüchtlinge nach Deutschland gekommen, acht hatten zum Zeitpunkt des Interviews inzwischen die Volljährigkeit erreicht und zwei waren noch minderjährig. Fünf Interviewpartner waren bereits volljährig, als sie nach Deutschland kamen. Besonders hervorzuheben ist, dass drei junge Frauen als Interviewpartnerinnen gewonnen werden konnten. Da ehemalige Kinder-

³⁹ Geplant waren Interviews mit zehn bis 15 ehemaligen Kindersoldaten. Die Biographien der Interviewpartner sollten sich durch eine möglichst große Varianz bezüglich Geschlecht, Alter, Herkunftsland, Art der Rekrutierung und des Einsatzes, Bildungsniveau, Dauer des Aufenthalts in Deutschland, Aufenthaltsstatus und damit zusammenhängend aktuellen Lebensbedingungen auszeichnen. Einige Betreuer und Therapeuten meldeten zurück, aufgrund der psychischen Belastung ihrer Klienten ein Interview zum damaligen Zeitpunkt nicht befürworten zu können oder dass die Betroffenen selbst nicht dazu bereit seien.

⁴⁰ Die Interviews mit zwei ehemaligen Kindersoldaten werden in dieser kurzen Studie nicht einbezogen, da der Einsatz bei ihnen inzwischen länger zurückliegt. Im Rahmen eines Dissertationsprojekts zur Frage der Traumabewältigung bei Kindersoldaten werden auch diese aufgegriffen.

soldatinnen zumeist durch die Erfahrung als Opfer extremer sexualisierter Gewalt besonders belastet sind, ist es für sie oft besonders schwierig, über ihre Situation zu sprechen.

Der Zugang zu Kindersoldaten als Interviewpartner wird durch verschiedene Faktoren erschwert. Neben der psychischen Belastung, die ein Haupthindernis für die Teilnahme an Interviews ist, behindert auch die Tabuisierung des Einsatzes von Minderjährigen in bewaffneten Konflikten die Bereitschaft Betroffener, darüber zu berichten. Insofern ist es zum Beispiel für die Interviewpartner aus Sierra Leone, in deren Herkunftsland der bewaffnete Konflikt inzwischen beendet ist, scheinbar eher möglich, darüber zu sprechen, während die Situation junger Flüchtlinge, in deren Herkunftsländern der Krieg noch andauert, offensichtlich schwieriger ist.⁴¹

3.2 Forschungs- und Auswertungsmethode

3.2.1 Datenerhebung

Um biographische Prozesse zu rekonstruieren, müssen die Betroffenen selbst zu Wort kommen. Da die Lebenswelten ehemaliger Kindersoldaten, die als Flüchtlinge in Deutschland leben, bisher kaum erforscht wurden und keine theoretischen Konzepte darüber vorliegen, ist es sinnvoll, sich dem Forschungsthema möglichst breit und offen zu nähern. Deshalb wurden im Vorfeld der Untersuchung keine Hypothesen formuliert, die im Laufe des Forschungsprozesses hätten veri-

⁴¹ Ehemalige Kindersoldaten aus Sri Lanka beispielsweise waren nicht zu einem Interview bereit oder aber nach Einschätzung der behandelnden Therapeuten dafür zu belastet. Trotz intensiver Bemühungen ist es nicht gelungen, bis zum Abgabetermin der Studie Interviewpartner aus dem arabischen oder asiatischen Raum zu finden.

fiziert oder falsifiziert werden sollen. Stattdessen wurden Vorannahmen, die aus der mehrjährigen Arbeit mit ehemaligen Kindersoldaten und der Fachliteratur resultieren, zunächst zurückgestellt, »um eine Logik des Entdeckens, also der Generierung von Hypothesen bis hin zu gegenstandsbezogenen Theorien im Forschungsprozess« (Rosenthal 2005, S. 13) zu ermöglichen. Die Forschungsinhalte wurden nicht auf bestimmte Fragestellungen oder Lebensbereiche der Interviewpartner beschränkt. Um eine größtmögliche Offenheit zu gewährleisten, wurde mit biographisch-narrativen Interviews eine Erhebungsmethode gewählt, die sich »an den jeweiligen Besonderheiten und Relevanzen der zu interviewenden (...) Personen orientiert und ihnen dabei so viel Spielraum wie möglich in der Gestaltung der Situation lässt.« (a. a. O.)

Die Interviews wurden in drei Schritten durchgeführt (vgl. Rosenthal 2005, 2006). Zunächst wurden die Interviewpartner gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, wobei aufgrund der psychischen Belastung der Teilnehmer freigestellt wurde, ob die Erzählung in der Kindheit oder mit Ankunft in Deutschland beginnen sollte. Die Rolle der Interviewerin beschränkte sich dabei möglichst auf die der »aktiven ZuhörerIn«, das heißt, die Interviewpartner entwickelten die Narration entlang ihrer eigenen Relevanzen und die Interviewerin unterbrach nicht durch Nachfragen.

Nach Beendigung der Haupterzählung wurden anhand von Notizen zu einzelnen, angerissenen Punkten weitere Erzählaufforderungen gegeben. Erst im dritten Schritt wurden anhand eines Leitfadens gezielte Nachfragen zu bislang nicht angesprochenen Bereichen gestellt, die aus der theoretischen Beschäftigung mit der Thematik sowie den praktischen Erfahrungen in der therapeutischen Arbeit abgeleitet wurden und im Hinblick auf die Forschungsfragen relevant erscheinen, wie zum Beispiel familiärer Hintergrund,

Lebensbedingungen in Deutschland, professionelle Unterstützung oder persönliche Ziele.

Die meisten Interviews wurden in Beratungsstellen durchgeführt, vier Interviews in den Wohnungen bzw. einer Flüchtlingsunterkunft und einer Jugendwohngruppe, in denen die Interviewpartner lebten.

Die Interviews fielen entsprechend der Verfassung der Interviewpartner unterschiedlich aus. Sie dauerten zwischen 20 Minuten und dreieinhalb Stunden, mit drei Interviewpartnern wurden jeweils zwei ca. einstündige Gespräche geführt, mit einem sogar vier ein- bis zweistündige Gespräche. 13 Interviewpartner berichteten (in unterschiedlicher Ausführlichkeit) aus ihrer gesamten Lebensgeschichte. Vier Interviewpartner entschieden sich, erst ab ihrer Ankunft in Deutschland zu erzählen, eine von ihnen stellte der Interviewerin das Protokoll ihrer Anhörung beim Bundesamt zur Verfügung, um sie auch über ihre Vorgeschichte zu informieren, ohne darüber sprechen zu müssen.

Aufgrund der teilweise offenkundigen psychischen Belastung der Interviewpartner war es nicht in allen Fällen möglich, sämtliche Themenbereiche des Leitfadens anzusprechen. Immer wieder war es nötig, während der Interviews die abstinente Rolle der Interviewerin aufzugeben und stabilisierend einzugreifen, da deutlich wurde, dass Interviewpartner im Zuge ihrer Erzählung von Erinnerungen und belastenden Gefühlen bedrängt wurden. Die Aufmerksamkeit der Interviewpartner wurde dann beispielsweise wieder auf die Gegenwart und positive Themen gelenkt.

3.2.2 Transkription, Übersetzung und Auswertung

Sämtliche Interviews wurden aufgezeichnet. Ein Interview wurde in der Muttersprache des Interviewpartners

(Crfo) mit Hilfe eines Dolmetschers geführt, fünf Interviews wurden auf Deutsch geführt und die übrigen in den jeweiligen Amtssprachen der Herkunftsländer (Englisch und Französisch). Für eine bessere Vergleichbarkeit wurden sämtliche Interviews bei der Verschriftlichung möglichst wörtlich ins Deutsche übersetzt. Bei den deutsch geführten Interviews wurden zur besseren Lesbarkeit Grammatikfehler leicht korrigiert. Nichtsprachliche Äußerungen wurden ins Transkript aufgenommen (zum Beispiel »(lacht)«,), ebenso wie Abbrüche (zum Beispiel »ich bin gegangen«) oder Wiederholungen (zum Beispiel »ich war so so so klein«). Betont ausgesprochene Wörter sind kursiv dargestellt (zum Beispiel »ich hatte Glück«).

Um die den Interviewpartnern zugesicherte Anonymität zu wahren, wurden die Namen aller Beteiligten verändert. Auch Namen von Orten, Freunden, Fachkräften, Beratungsstellen und Behandlungseinrichtungen wurden anonymisiert (zum Beispiel: (Stadt), Frau (Therapeutin), (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge)). Aus den so verschriftlichten Interviews wurden im Rahmen dieser Studie Zitate zu verschiedenen Themenschwerpunkten zusammengestellt, die einen Überblick über die Aussagen der ehemaligen Kindersoldaten hinsichtlich ihrer Erfahrungen und ihrer Lebenssituation geben.⁴²

⁴² Im Rahmen einer Dissertation am Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften der Universität Wuppertal werden die biographischen-narrativen Interviews mit dem Fokus auf Verarbeitungsprozesse tiefergehend ausgewertet. Ergänzt werden sie durch Experteninterviews, in denen Erfahrungen aus der psychosozialen Arbeit mit ehemaligen Kindersoldaten in Deutschland zusammengetragen und analysiert werden.

Tabellarische Übersicht der Interviewpartner

| | Name | Herkunftsland | Alter beim Interview | Alter bei der Rekrutierung | Zeit als (Kinder-) Soldat | Alter bei Einreise | Aufenthaltsstatus |
|----|--------------|---------------|----------------------|----------------------------|---------------------------|--------------------|---|
| 1 | Hassan A. | Sierra Leone | 16 | 7 | mehrere Monate bis Jahre | 16 | Aufenthaltsgestattung (gültig für die Dauer des Asylverfahrens) |
| 2 | Jean P. | Kongo | 16 | 15 | eine Woche | 16 | Duldung bis Januar 2010 |
| 3 | Chérif C. | Guinea | 20 | 12 | drei Jahre | 15 | Aufenthaltserlaubnis bis Februar 2011 |
| 4 | David K. | Sierra Leone | 19 | 9 | drei Jahre | 16 | Aufenthaltserlaubnis bis Januar 2010 |
| 5 | Peter D. | Sudan | 22 | 13 | zwei Jahre | 15 | Aufenthaltserlaubnis bis November 2011 |
| 6 | Steve J. | Sierra Leone | 18 | 7 | mehrere Jahre | 17 | Aufenthaltsgestattung |
| 7 | Mike M. | Sierra Leone | 24 | 8 | sechs Jahre | 14 | unbefristete Niederlassungserlaubnis |
| 8 | Abdoulaye M. | Sierra Leone | 18 | 8 | einige Wochen | 16 | Duldung bis Juli 2009 |
| 9 | Tom K. | Sierra Leone | 18 | 12 | zwei Jahre | 14 | Aufenthaltserlaubnis bis November 2009 |
| 10 | Kate K. | Uganda | 25 | 15 | fünf Jahre | 20 | Aufenthaltserlaubnis bis Februar 2010 |
| 11 | Grace C. | Uganda | 25 | 16 | ein Jahr | 18 | unbefristete Niederlassungserlaubnis |
| 12 | Rose P. | Uganda | 19 | 12 | fünf Jahre | 17 | Aufenthaltserlaubnis bis Juli 2010 |
| 13 | Abdul H. | Sierra Leone | 25 | 12 | sechs Jahre | 18 | Duldung bis September 2009 |
| 14 | Belay N. | Eritrea | 27 | 16 | acht Jahre | 24 | Aufenthaltserlaubnis September 2010 |
| 15 | Salomon Z. | Uganda | 24 | 12 | acht Jahre | 23 | Aufenthaltsgestattung |

4. Interviews mit ehemaligen Kindersoldaten

Im Folgenden sollen ehemalige Kindersoldaten selbst zu Wort kommen, indem einzelne Passagen aus den Interviews beispielhaft dokumentiert werden. Die Zitate sind thematisch zusammengestellt und werden nur kurz kommentiert, da sie im Wesentlichen für sich sprechen. Im ersten Teil werden die Erlebnisse in den Herkunftsländern dargestellt: Kindheit, Rekrutierung, die Zeit als Kindersoldaten und die Flucht. Im zweiten Teil geht es um die Lebenssituation in Deutschland, um Belastungen und Hilfen sowie Ziele für die Zukunft.

4.1 Erlebnisse in den Herkunftsländern

4.1.1 Kindheit vor der Rekrutierung

- **Familiärer Hintergrund, Milieu**

Die Mehrheit der Interviewpartner stammt aus einfachen Verhältnissen.

»Meine Eltern waren Gärtner. Diese Arbeit habe ich auch mitgemacht mit meinen Eltern. (...) Sie waren sehr arm. (...) Das Haus, wo wir gelebt haben, war eine Hütte und mit Palmblättern gebaut, das war kein richtiges Haus. Wir haben in einem kleinen Dorf gelebt.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

»Zuerst bin ich bei meiner Familie aufgewachsen. Mit meinem Vater und meiner Mutter, mit zehn Geschwistern. Das war schön, weil, ich kenne nicht so viel so von Politik oder von anderem. Und ich bin mit vielen Familienmitgliedern, mit vielen Freunden aufgewachsen.« (Belay, 27, Eritrea)

Armut wird von den Interviewpartnern nicht unbedingt als belastend, sondern eher als »normal«, das Zusammenleben mit den Eltern häufig positiv beschrieben. Mehrere Interviewpartner wuchsen bei alleinerziehenden Müttern auf.

»Wir haben ein ganz normales Leben gehabt. Meine Mutter hat sich um uns immer gekümmert, sie hat für alle gearbeitet, weil Vater war schon gestorben (...). Sie hat Obst verkauft, Sachen verkauft, um sich um uns zu kümmern, dass wir in die Schule gehen. (...) War sie sehr starke Frau.« (Chérif, 20, Guinea)

Mehrere Interviewpartner berichten, dass ihre Kindheit durch den Tod eines oder beider Elternteile belastet wurde.

»Im Alter von drei Jahren, als ich noch ein Kind war, hatte ich meinen Papa verloren, und als ich dann das Alter von fünf Jahren erreicht hatte, war es die Mama, die mich verlassen hat. Ich habe begonnen, mich meinem Leben ganz alleine zu stellen, in den Händen der Angehörigen meiner Mutter. Und ich hatte auch einen Onkel, der auf mein Leben geachtet hat. Das war ein Pfarrer, aber er ist auch gestorben. (...) Ich habe schwierige Situationen in der Schulzeit erlebt. Du gehst zur Schule, es gibt kein Schulwohnheim. (...) Wo du wohnst, das war das Haus von einem Herrn, der bei den Priestern arbeitet. (...) Er kann seine Kinder vielleicht auch nur mit Schwierigkeiten zur Schule schicken, um dich und dein Leben kann er sich nicht kümmern. Ich war gezwungen, zu gehen und mir etwas zu suchen, (...) mein Überleben im Wald zu suchen. Und im Wald, wie macht man das? Man muss versuchen, etwas zu finden, was im Dorf Wert hat, womit ich dahin gehen kann und es verkaufen. Ich bekomme etwas Kleingeld, das dient mir nur dazu, zu essen und vielleicht ein Paar Schuhe zu kaufen, ein Gummi oder ein bisschen was zum Anziehen.« (Jean, 16, Kongo)

Zwei Interviewpartner hingegen stammen aus eher wohlhabenden, intellektuellen Elternhäusern.

»Meine Mutter hat mir erzählt, dass sie 1980 zurück in den Sudan gekommen sind, als sie eingeladen wurden

(...) an dem Friedensprozess teilzunehmen. Mein Vater war ja einer von der schwarzen Elite, die im Ausland wohnt, die einfach Einfluss auf die Bevölkerung haben konnte. (...) Ich lebe ja auch wie alle anderen Kinder in dem Dorf, aber (...) ich durfte keinen engen Kontakt mit der Dorfbewölkerung haben, wir sind nicht von diesem Stamm und auch was mein Vater tut, die Arbeiten in der Sudan People Liberation Army, war so eine gefährliche Aktion. (...) Es wird nur Englisch gesprochen, weil er hat vor, dass später würden wir auch irgendwann mal zurück in die USA.« (Peter, 22, Sudan)

»Ich war ein Opfer des ersten Bürgerkrieges, der in Sierra Leone stattfand. Damals war ich sehr klein, ich kann das Alter nicht präzise sagen, aber ich war zwischen sechs und sieben Jahren alt damals. Damals hatte ich einen schönen Traum, wie einen Babytraum. Ich hoffte und betete, jemand Wertvolles im Leben zu werden. Darin habe ich mit meinen Eltern übereingestimmt. Sie sagten, sie wollten meine Träume unterstützen. Aber die Träume wurden zerschlagen, als das Land, oder sollte ich eher sagen, das System in Dinge involviert wurde, die den Untergang der Bürger (...) mit sich brachten.« (Steve, 18 Sierra Leone)

- **Bildungsmöglichkeiten im Herkunftsland**

Die Möglichkeiten des Schulbesuchs hingen von den finanziellen Möglichkeiten der Familien ab und waren bei den meisten Interviewpartnern eingeschränkt.

»Ich wuchs bei meiner Mutter auf, und später, nachdem ich mit der Grundschule fertig war, konnte meine Mutter mich nicht zu einer weiterführenden Schule schicken, weil sie das Geld nicht hatte.« (Salomon, 24, Uganda)

Der Tod von Eltern oder Familienangehörigen war auch in Bezug auf die Bildungschancen ein belastender Faktor.

»Ich habe begonnen mit meiner Schule in Freetown, bei meinem Onkel. Zu der Zeit haben meine Eltern gelebt, mein Vater und meine Mutter, sie alle, sie leben. Bis ich die sechste Klasse erreichte, dann starb mein Vater durch den Biss einer Schlange. Und ich (...) hörte auf mit der Schule, aus finanziellen Gründen. Dann muss ich ins Dorf zurückkehren zu meiner Mutter und meinen Brüdern und Schwestern. Dann lässt mich meine Mutter ein Handwerk erlernen und zwar Schneiderei.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

Durch den Krieg bedingt war es für viele Interviewpartner, die in Konfliktgebieten aufwuchsen, nicht möglich, regelmäßig die Schule zu besuchen.

»Ich ging zur Schule bis zur sechsten Klasse. Ja, es ging nicht weit, weil – wir hatten nicht die Möglichkeit zur Schule zu gehen (stöhnt). Wir hatten diese Rebellen, die in die Dörfer kamen. Oder manchmal konnten wir einen Monat lang nicht zur Schule gehen. Weil die Schule geschlossen war und so. Dann habe ich nicht so gelernt, wie ich hätte lernen sollen.« (Kate, 25, Uganda)

»Ab und zu geht man bei uns in die Elementary School, ja, unter Bäumen oder Hütten mit Grasdach oder Palmdach, wo uns dann beigebracht wird, wie man das Alphabet schreibt. Aber, es ist nicht so, dass man das jeden Tag tut. Viele Eltern bringen ihre Kinder auch nicht dorthin, weil jeder hat Angst, dass das Kind nicht nach Hause zurückkommen wird, weil es gibt hohe Gewalt, (...) Kinder wurden einfach gekidnappt und dann verkauft in Sklaverei, weil ja in einem Krisengebiet ist alles möglich, wer die Waffe hat ist einfach wie ein Gott. (...) Aber da ich

eine liebe Mutti hab, hab ich noch die Möglichkeit gehabt, einen Privatunterricht in Englisch, Mathe und Esperanto zu bekommen. Weil meine Mutter sagte, das ist die einzige Waffe, die ich einfach hier bekommen kann, für mein späteres Zukunftsleben.« (Peter, 22, Sudan)

• **Kriegserfahrungen vor der Rekrutierung als Kindersoldaten**

»Ich habe mein gesamtes Leben in diesem Krieg verbracht.«

Die meisten Interviewpartner berichten, ihre Kindheit sei vom Krieg geprägt worden.

»Ich habe ein (stockt) – wie soll ich sagen – schlechtes Leben erlebt. Das ganze Leben, bis ich hier angekommen bin. Ich wurde geboren im Norden von Uganda, da war Krieg seitdem ich geboren wurde.« (Kate, 25, Uganda)

»Ich bin ganz normal aufgewachsen, also ich spiele wie andere Kinder, aber (...) wie eine normale Kindheit will ich das auch nicht bezeichnen. (...) Ich bin in einem Krisengebiet geboren, wo es herrscht Krieg und Unruhe und man sieht nur einfach Zerstörungen (...). Es gibt Hungernot überall, man sieht abgemagerte Kinder, weil, die Eltern können nicht für diese Kinder sorgen. (...) Ich hab dieses Bild immer in meinem Gehirn. (...) Ich hab immer meine Mutter gefragt, warum diese Kindern so sind, warum können wir denen nicht einfach zu essen geben. Ja, aber die Erklärungen kommen, dass wir können nicht dem ganzen Dorf zum Essen geben.« (Peter, 22, Sudan)

»Es war so, dass die Gegend, wo ich gelebt habe, eine der – (...) vom Krieg am meisten betroffenen war. (...) Ich habe mein gesamtes Leben in diesem Krieg verbracht. (...) Also, (stockt) ich habe nie ein ganzes Jahr ohne einen Angriff von den Rebellen oder so

verbracht. (...) Zu dieser Zeit bin ich zur Schule gegangen, von der Schule aufs Feld. (...) Manchmal waren wir auf dem Land und haben gearbeitet und haben die Schüsse gehört oder die Raketen, bumbubum. Sofort haben wir gesagt (...): Die Rebellen kommen, die Rebellen kommen! So haben wir alles zurückgelassen und sind gerannt. (...) Und manchmal, bis wir zurückgelaufen sind, sind viele Menschen getötet worden, sie töteten viele Menschen, die Rebellen kamen einfach und töteten, töteten, und verschwinden wieder. Ja, so war das. Also, mein Leben war überhaupt nicht gut, weil meine Erfahrung war immer Krieg, Krieg, Krieg.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

4.1.2 Rekrutierung

Die meisten Interviewpartner berichten, in verschiedenen Zwangskontexten zu einer bewaffneten Gruppe hinzugekommen sein.

• **Versuche, der drohenden Rekrutierung zu entgehen**

»Ich hab durchgehalten in meinem Loch, weil ich möchte einfach nicht sterben.«

Ein Interviewpartner berichtet, wie er ab dem Alter von ungefähr zehn Jahren lange Zeit in einem Versteck lebte, um sich vor der drohenden Rekrutierung als Kindersoldat zu schützen.

»Es drohte die Möglichkeit, dass ich in den Krieg ziehen muss wie ein Kindersoldat, weil (...) das ist eine Vorschrift, (...) dass jedes Kind, das einfach körperlich stark und fit ist, ist egal welches Alter, sobald man kann ein Gewehr halten, bekommt man einfach diese AK 47, man wurde einfach in den Krieg gezwungen. (...) Das war eine Phase, wo meine Mutter sich viel Sorgen macht. (...) Lange, lange Zeit, lange, lange Monate, (...) fast zwei

Weihnachten sind gekommen, dass ich hab nur in meinem Loch unter dem Boden gelegen. (...) Ich darf nur rauskommen, wenn es dunkel ist und, ach, oh Gott, es gibt noch Dinge, die man sieht, Dinge, die man hört, aber ich hab durchgehalten in meinem Loch, weil ich möchte einfach nicht sterben. Weil ich möchte auch einfach nicht in den Krieg gehen. (...) Ich seh das auch als einzigen Grund, warum ich noch am Leben bin. (...) Nur ich und meine Mutter und meine Schwester kennen den einzigen Eingang zu diesem Loch unter dem Bett. (...) Meine Schwester ist sehr schlau und guckt und sobald irgendwelche Bewegung kommt, muss sie dann einen Ton pfeifen. (...) Wir haben selber das Loch gemacht. (...) Ungefähr eine ganze Woche hat das gedauert, aber kein Mensch, kein Nachbar wusste das. (...) Wenn ein Nachbar kommt, meine Mutter zu fragen: Wo ist denn dein Sohn? Da muss meine Mutter zum Schein weinen, dass ihr Sohn ist in den Krieg gegangen. Und dann lieg ich da und es war grauenhaft.« (Peter, 22, Sudan)

• Entführung

»Alles verwandelt sich in einen Alptraum.«

Acht der Interviewpartner wurden bei Rebellenangriffen auf ihre Dörfer entführt. Ein Interviewpartner berichtet, wie er als Zwölfjähriger verschleppt wurde.

»Zu der Zeit hatte der Krieg schon angefangen in meinem Land, aber sie haben nie mein eigenes Dorf erreicht. Dann, an einem Morgen (...) es ist ungefähr acht oder neun Uhr, ich weiß nicht die genaue Zeit, wenn diese Rebellen in unser Dorf kommen. (...) Sie nehmen einige von uns gefangen, sie töten einige – wer das Schicksal hat, gefangen genommen zu werden, wird gefangen genommen, wer das Schicksal hat, zu entkommen, entkommt, wer

das Schicksal hat, getötet zu werden, wird getötet. In diesem Prozess nehmen sie mich gefangen, sogar meinen Lehrherrn mit dem anderen Jungen.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

Fünf Interviewpartner berichten, dass ihre Väter oder Mütter im Kontext ihrer Rekrutierung ermordet wurden.

Fallbeispiel 1

Hassan A., 16, stammt aus einer bäuerlichen Familie in Sierra Leone. Als er sieben Jahre alt war, wurde seine gesamte Familie von Rebellen der »Revolutionary United Front« (RUF) verschleppt, seine Mutter wurde kurz darauf ermordet. Er selbst, seine Schwester und sein Vater wurden als Kämpfer eingesetzt. Sein Vater kam bei den Rebellen zu Tode. Nach einiger Zeit (er kann die genaue Zeit nicht benennen) wurde er mit seiner Schwester, die schwanger war, entlassen und floh mit ihr ins Nachbarland Guinea, wo sie starb. Er kehrte nach Sierra Leone zurück und überlebte als Straßen-

sterben, aber kann sie einfach nicht mehr tragen, und da haben sie meiner Mama (stockt) viel angetan und am Ende haben sie sie umgebracht. Vor meinen Augen. Und wir sind danach mitgegangen bis zu einem Lager, wo die Rebellen waren.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

kind und Hausangestellter bei Privatleuten. Da er als ehemaliges Mitglied der Rebellen bedroht wurde, entschied er sich zur Flucht. Durch den Verkauf eines Diamanten, den er aus der Zeit bei den Rebellen hatte, konnte er seine Flucht finanzieren. Ein Fluchthelfer begleitete ihn im Flugzeug nach Deutschland. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er 16 Jahre alt und seit wenigen Wochen in Deutschland. Er lebt noch in einer Erstaufnahme-Einrichtung für Erwachsene und hat einen Vereinsvormund. Aufgrund der psychischen Belastung hat noch keine Asylanhörung stattgefunden.

»Es war eines Tages, als die Rebellen angefangen haben, die Städte in Sierra Leone anzugreifen. Und da hat mein Vater gesagt, wir sollten jetzt wegrennen von dem Dorf, wo wir gelebt haben, zu einem anderen Ort, wo die Soldaten sind, dass wenn die Rebellen kommen, können die Soldaten uns verteidigen, dass uns nichts passiert. Auf dem Weg haben die Rebellen uns aufgehalten. Sie haben uns Sachen gegeben, die wir tragen und müssen mitgehen. Auf dem Weg hat meine Mama das Gepäck, das sie hatte, einfach auf den Boden fallen lassen, das sie nicht mehr tragen kann. Und da kommt plötzlich ein Rebell und sagt, muss jetzt mitnehmen, wir haben keine Zeit, wir müssen jetzt gehen und hat meine Mama gesagt, sie kann einfach nicht mehr, sie wird lieber

Ein Interviewpartner beschreibt seine Verschleppung als Neunjähriger.

»Am Anfang, ja, wissen Sie, wenn jemand bei einer normalen Familie ist? Ja, alles läuft, und dann, in einer Nacht, du erwartest nichts und plötzlich ist es wie Bam! - alles verwandelt sich in einen Alptraum. (...) Ich war in den Ferien bei meinem Vater. Weil, meine Mutter und mein Vater, sie sind nicht verheiratet, deshalb wohnen sie nicht zusammen, also verbringe ich die meiste Zeit bei meiner Mutter, und in den Ferien gehe ich dann rüber zu meinem Vater. (...) Wir hörten dieses seltsame Geräusch, den Lärm von Gewehren und Bomben überall, es kommt und stoppt, deshalb waren die Leute sich nicht so sicher. Die Leute hatten wirklich Angst, wir Kinder, wir

waren verängstigt, aber während jener Zeit wussten wir nicht, was es war, wissen Sie? Das erste Mal, dass wir es hörten, Schüsse und dann nahende Kämpfe. (...) Die Leute bleiben nur an ihrem Radio, nur um zu hören, was passiert, um Informationen zu bekommen. (...) Gegen Abend betest du so leise, und wenn die Leute hoffen und warten auf das, was passieren wird. So war die Situation bis du eingeschlafen bist, und dann- mitten in der Nacht hören wir alle die Bomben, Geräusche an der Tür, ein schreckliches Geräusch, bumbum, und Rufe und Leute schreien, weinen. Da ist immer noch das Geräusch von Schüssen und ich habe solche Angst, und dann, ja, ich rannte zu meinem Vater und er sagte, ich sollte gehen und mich unter dem Bett verstecken, einen Platz zum Verstecken finden. Unter dem Bett war es so vollgestopft mit Sachen, ich konnte nicht, so musste ich rauskommen und bin zwischen den Schrank und die Garderobe. (...) Sie hatten gedroht, an die Tür gehämmert: Wenn du die Tür nicht öffnest, werden wir dieses Haus anzünden! Ja. Und dann ging er und öffnete die Tür. Sobald er die Tür öffnete, sind sie – da sind Schritte und Schläge, jemand sprach, schrie: Wo ist das Geld, wo bewahrst du das Geld auf? und dann stellte er eine Menge Fragen, fünf, sechs Fragen, dass du nicht in der Lage bist, zu antworten, du weißt nicht, auf welche du antworten sollst, wenn du panisch wirst. Er sagte etwas wie: Ich habe kein Geld. Und dann: Wie viele von euch sind im Haus? (autoritärer Tonfall). Er sagte: Nein, ich bin der einzige hier. - Nein, du lügst, du kannst nicht der einzige sein. Sie fingen an, den Platz zu auseinander zu reißen, suchten nach Geld, suchten nach Menschen, die da waren, und dann, ja (atmet hörbar aus) dann plötzlich (stockt) höre ich nur einen Schuss- einen Schuss im Haus, bum, und dann, weil ich meinen Vater schreien hörte, und dann konnte ich nicht, also renne ich, ich kam einfach raus und dann- er war auf dem Boden, Blut überall und dann, ja (stockend,

mit Pausen) ja, das ist (atmet schwer) dann an dem Punkt wurde ich gepackt, ich musste die Szene sehen, wie einige Soldaten, weil, du kannst es nicht sagen, sie ziehen manchmal Militäruniformen an und auch zivile Kleidung, mitten in der Nacht, so dunkel, du siehst Kerzen und einige Öllampen, es gibt keine Elektrizität mehr. Da sind Kämpfe draußen vor dem Haus, und ich habe geschrien: Vater, Vater! aber konnte nicht zu ihm kommen, dann- er war da verletzt, das war das erste Mal, dass ich jemanden um sein Leben habe kämpfen sehe, ja, und jemand, der mir nah war und dann, ja, mein Vater- ich konnte nichts tun und es war schrecklich- und wir gehen raus, (stockend) sie zerrten mich nach draußen, während ich weinte, dann bemerkte ich, dass ich nicht der einzige war, da waren viele andere Kinder draußen, in meinem Alter, einige älter als ich, und dann- sie fingen an, uns zu schlagen: Bleibt ruhig, seid ruhig! (David, 19, Sierra Leone)

Ein Jugendlicher berichtet, dass er gezielt als Sohn eines Journalisten, der sich gegen die Rebellen gewandt hatte, entführt wurde.

»Ich glaube, im Alter von sieben war es, dass ich von den Rebellen mitgenommen wurde. (...) Mein Vater war ein bekannter Journalist. (...) Und so bin ich bekannt geworden, was *ich* nie wusste. Erst später hat er es mir erklärt, was passiert ist. Nachdem er mich verloren hat, fühlte er sich zum Sterben. Denn sein Ziel war es, dass sie niemals jemanden aus seiner ganzen Familie in die Hände bekommen sollten. Aber sie haben einen bekommen.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Auch die drei weiblichen Interviewpartnerinnen aus Uganda wurden entführt, zwei von Rebellen, eine von Regierungssoldaten.

»Bis ich 15 war, kamen die Rebellen, (...) sie sind oft gekommen, aber dieses letzte Mal kamen sie und entführten

mich. Oh nein, es waren nicht die Rebellen, es war ein Soldat. Er hat mich entführt und mich mit zu den Baracken genommen.« (Kate, 25, Uganda)

• **Beteiligung an bewaffneten Gruppen im familiären Kontext**

Ein Interviewpartner berichtet, dass er sich an einer lokalen Selbstverteidigungsorganisation gegen die Rebellenangriffe beteiligt hat, weil sein Vater dort aktiv war und es in seinem Dorf üblich war.

»Mein Vater war in einem Camp in dieser Organisation, also die Tamaboro. Diese Organisation hilft den Soldaten, die gehen, um zu kämpfen gegen die Rebellen. Und seit ich acht Jahre bis neun Jahre alt war, war ich in dieser Organisation. (...) Aber diese Tamaboro-Leute sind nur etwas, was wir zivile Verteidigungsvereinigung nennen, sie agieren nur in ihrer eigenen Umgebung. (...) Es ist so in jedem Dorf, es ist wie ein Muss für alle jungen Leute. Ja, du musst das tun. Und du selbst, du willst das auch tun, du willst einfach für die Sache deines Landes kämpfen, ich kämpfe für die Sache meines Stammes. Also ist es dir egal, du sagst nur, lass mich einfach gehen und kämpfen. Wenn ich sterbe, sterbe ich, diese Ideen habe ich.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein anderer Interviewpartner berichtet, dass seine Mutter seine Schulbildung nicht finanzieren konnte. Deshalb übergab sie ihn in die Obhut eines Onkels, der beim Militär war, damit er dort eine Ausbildung absolviere. Dort arbeitete er zunächst als Hausangestellter, bis er ab dem Alter von zwölf Jahren ins Militär eingeführt wurde.

»Nachdem ich mit der Grundschule fertig war, konnte meine Mutter mich nicht zu einer weiterführenden Schule schicken, weil sie das Geld nicht hatte. (...) Also brachte sie mich zu meinem

Onkel. (...) Er war in der nationalen Armee. (...) Ich fing an, für ihn zu arbeiten in seinem Haus, Hausarbeit für ihn. Und dann später, (...) nach zwei, drei Jahren, meinte er, (...) ich solle der Armee beitreten. Damals war ich zwölf. (...) Ich bin nicht einfach direkt zur Armee gegangen. (...) Ich fing an, mit ihm zum Training zu gehen, wo er einige andere Soldaten trainierte, so wurde ich einbezogen, von zwölf an. Die Zeit ging weiter, das Training mit den Soldaten, und später, wurde ich so etwas wie ein voller Soldat, ganz Soldat. Und ich erinnere mich, im Alter von ungefähr 14 konnte ich die Waffe benutzen, alles, ein Gewehr und eine Pistole und ich konnte sogar mit ihnen rausgehen zu verschiedenen Missionen.« (Salomon, 24, Uganda)

- **Zwangsrekrutierung**

Ein Jugendlicher berichtet, wie er von Soldaten zwangsweise rekrutiert wurde.

»In unserem Land, im Kongo, gibt es im Wald mehr als Händler, Brigaden von Soldaten, die die Leute schlagen, da in den Dörfern. Gut, als ich einmal dort angekommen war, ich war da mit meinem Maniok, war ich plötzlich auf der Straße von Leuten umzingelt, von Leuten, die Waffen hatten, die sagten, gebt alles ab, was ihr habt. Ich hatte ein bisschen Kleingeld in der Tasche, das haben sie mir weggenommen. (...) Wir nehmen euch mit, ihr müsst eine militärische Ausbildung machen. Gut. Ich habe das nicht verstanden, was eine militärische Ausbildung ist. Weil ich schüchtern war, in diesem Moment sind mir die Tränen heruntergelaufen. Sie haben mir gesagt: Weil du so schüchtern bist, geben wir dir einen Schlag mit der Peitsche, damit du ein bisschen Kraft bekommst. Aber ich habe die ganze Zeit geweint, viele Tränen. Danach (atmet schwer) bin ich an einen Ort gebracht worden, ich bin in ein Gefängnis gesteckt worden.« (Jean, 16, Kongo)

- **Beitritt zu einer bewaffneten Gruppe in Kriegssituationen**

Drei Interviewpartner berichten, dass sie sich in Kriegssituationen zum Beitritt zu bewaffneten Gruppen entschlossen haben.

Ein Interviewpartner beschreibt, wie er im Alter von ca. zwölf Jahren als Kindersoldat rekrutiert wurde, nachdem er seine Angehörigen bei der Flucht vor einem Rebellenangriff verloren hatte.

»Es war an Mitternacht, wir waren am Schlafen, da haben wir Waffen gehört und draußen laute Rufe: Die Rebellen sind da, die Rebellen sind da! Wir sind rausgegangen, und da waren viele Leute auf der Straße, die in Richtung Militär-Camp laufen und ich erinnere mich nicht genau, aber dann ist es passiert, die Rebellen sind zwischen den Leuten und ... (verstummt) Damals habe ich (...) meine Mutter und kleinen Bruder verloren. Ich habe sie gesucht überall, nicht gefunden und morgens (leise, stockend) sind wir in dieses Camp gegangen, da fragen wir. Aber da war schon das Militär, die hatten fast den Krieg verloren gegen die Rebellen. Die wollten freiwillige Jugendliche, dabei helfen, die Rebellen zu bekämpfen. Die hatten so eine Liste und da waren viele Jugendliche, die sich registrieren für die Kämpfe gegen die Rebellen.« (Chérif, 20, Guinea)

Ein Interviewpartner berichtet, dass seine Eltern bei einem Rebellenangriff der Revolutionary United Front (RUF) ermordet wurden. Er konnte fliehen und entschloss sich, sich der bewaffneten Gruppe der Kamajos anzuschließen, welche die RUF bekämpft.

»Ich bin ein kleiner Junge zu dieser Zeit. Ich versuche es, ich springe einfach nur in das Fenster und fliehe. Und ich gucke hinter mir zurück, das Haus ist niedergebrannt. Mit Feuer. (...) Ich bin so *klein*. Du kannst das nicht glauben. Du siehst 50 Leute vor dei-

nem Gesicht sterben. (...) Ich bin ein junger Soldat. Nicht von der RUF, weil sie tun es, meine Eltern zu töten. Seit diesem Tag habe ich entschieden, bei den Kamajos zu sein.« (Tom, 18, Sierra Leone)

- **Beitritt aus wirtschaftlichen Gründen**

Ein Interviewpartner berichtet, dass er sich als 16-Jähriger freiwillig dem staatlichen Militär angeschlossen hat, um seine Familie mit dem Einkommen zu unterstützen, und danach nicht mehr aussteigen durfte.

»Ich bin in die Grundschule gegangen, Elementary. Danach wollte ich meiner Familie helfen. Dann bin ich nicht mehr in die siebte Klasse gegangen. Danach, mit 16, bin ich zu den Soldaten gegangen. Dann wollte ich zurückgehen, ich habe viele Papiere von meiner Schule und von meiner Heimat, von meiner Familie bekommen. Aber der Hauptmann von den Soldaten hat mir gesagt, das kann man nicht machen. Ich habe sechs Monate normal Militärdienst gemacht, sechs Monate in einem Camp. Dann von dem Dienst, sechs Monate, ging es in den Krieg.« (Belay, 27, Eritrea)

4.1.3 Einsatz und Aufgaben als Kindersoldaten

- **Militärische Ausbildung**

Nur wenige der Interviewpartner berichten von einer expliziten Ausbildung als Soldaten.

»Wenn du das erste Mal dahin kommst, musst du erst einmal lernen, Übungen zu machen. (...) Du machst erst solche Sachen, bevor du lernst, zu töten, Waffen zu bedienen.« (Jean, 16, Kongo)

Die meisten berichten, dass sie von Anfang an Aufgaben übertragen bekamen, in die sie sozusagen hineinwuchsen.

»Diejenigen, die am meisten leiden, sind die am wenigsten Privilegierten, (...) wie wir, weil ich niemals als Soldat ausgebildet worden bin. Ich bin nicht zum Soldaten geboren. Ich weiß nichts über Waffen, aber ich lernte mehr über Waffen, als ich ein Rebell wurde. Als ich als Rebell adoptiert wurde.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Die Interviewpartner berichten, dass sehr junge und neu rekrutierte Kindersoldaten meist zunächst noch eine Sonderrolle haben, aber sehr bald in den bewaffneten Einheiten als vollwertige Soldaten eingesetzt werden. Fast alle Interviewpartner waren aktiv am bewaffneten Kampf beteiligt, lediglich ein männlicher Interviewpartner konnte vorher fliehen und zwei weibliche Interviewpartnerinnen machen keine Angaben dazu. Darüber hinaus berichten die Interviewpartner von weiteren Aufgaben, die ihnen übertragen wurden.

• Lastenträger

Die Interviewpartner, die von der RUF entführt wurden, berichten, dass sie zunächst als Lastenträger eingesetzt wurden.

»Die klauen so viel es geht, du musst das tragen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

»Wir sollten uns weiter bewegen, weil sie Akte begehen und dann weiter vorrücken, so dass sie nicht da bleiben können. Ich habe noch nicht einmal bemerkt, dass die Nacht zu Ende ging, aber wir sind immer noch gelaufen. Sie geben uns Sachen zu tragen, einige von den Gegenständen, den Dingen, die sie gestohlen haben, wir müssen sie für sie tragen, und dann Lebensmittel für sie tragen, Wasser für sie. (...) Du bist so müde, du kannst nicht anhalten, wenn

du anhalten möchtest, schlagen sie dich.« (David, 19, Sierra Leone)

• Hilfstätigkeiten in der Versorgung und im militärischen Bereich

Jüngere Kinder werden teilweise eingesetzt, um bei der Versorgung der bewaffneten Einheit mitzuwirken.

»Als wir da waren, mussten wir immer in den Busch gehen, diese kleinen Hölzer zu finden zum Kochen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Fallbeispiel 2

Jean P., 16, stammt aus dem Kongo. Als Waise war er gezwungen, früh selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, indem er im Wald nach Pflanzen suchte, die er verkaufen konnte. Dabei wurde er als 15-Jähriger von Soldaten zwangsrekrutiert, in ein Militärcamp verschleppt und misshandelt. Weil er kein Soldat werden und nicht töten wollte, floh er nach wenigen Tagen. Da er vom Militär gesucht wurde, konnte er nicht in sein Heimatdorf zurückkehren. Kirchenleute brachten ihn in die Hauptstadt Kinshasa, in der Hoffnung, er könne dort in einem Waisenhaus unterkommen. In Kinshasa musste er auf der Straße leben, er fühlte sich in

Patronen in die Waffen reinzutun.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

• Spionage und Kurierdienste

»Wir müssen vorweg gehen wie normale Kinder.«

Einige Interviewpartner berichten, dass die bewaffneten Gruppen gezielt Kinder als Spione und Kuriere einsetzen, da sie unverdächtiger erscheinen.

Gefahr und sah keine Zukunftsperspektiven. Ein katholischer Geistlicher verhalf ihm zur Flucht nach Deutschland, indem er ihn mit dem Flugzeug mit zu einer Pilgerreise nahm. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt der 16-Jährige seit sechs Monaten in einer Jugendhilfe-Einrichtung, in der er sich wohlfühlt, und besucht einen Deutschkurs. Er will weiter zur Schule gehen und eines Tages studieren. Er hat keinen Asylantrag gestellt und besitzt eine Duldung. Sein Vormund bemüht sich bei der Ausländerbehörde um Abschiebehindernisse aus humanitären Gründen.

Zwei Interviewpartner berichten, dass sie zunächst für Hilfstätigkeiten im militärischen Bereich herangezogen wurden.

»Du musst die Magazine füllen, die Bewaffnung und sie ihnen geben und einige der Munition für sie tragen.« (David, 19, Sierra Leone)

»Manchmal, wenn sie die Erwachsenen trainieren, haben wir immer zugeguckt, wie das abläuft. Aber wir Kinder kümmern uns meistens einfach darum, die

»Es ist so: Fünf erwachsene Männer und dann zwei oder drei (...) von uns Kleinen, (...) wie als Späher. Wir müssen vorweg gehen wie normale Kinder, wir müssen gucken, ob da Soldaten sind, ob da Feinde sind, wie viele Leute da sind. Du kommst zurück und gibst die Information.« (David, 19, Sierra Leone)

»Wenn sie zum Beispiel die UN-Truppe angreifen wollen, werden sie einen von diesen Jungen schicken, weil (...) wenn sie ein Kind, einen Jungen sehen,

bemerken sie das nicht, sie denken nur, das ist ein ganz normaler Junge, er sucht seine Familie, er hat sich verlaufen, er versucht zu überleben, sucht einen Platz, wohin er gehen kann. Sie schicken also diesen Jungen und er wird sich umsehen, wo und in welcher Situation die Leute sind und dann wird er einfach zurückgehen und es den Leuten sagen, es sind so und so viele, so ist die Situation, zu dieser Zeit können wir angreifen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er von der Rebellenorganisation eingesetzt wurde, um Familien von Regierungsmitgliedern auszuspionieren.

»Ich wurde von meinem Onkel zu dieser Schule geschickt, weil – da waren zwei Kinder, zwei Kids, eines war das Kind eines Ministers und das andere war von einem Parlamentsmitglied. Das war eine große Schule in Uganda. Die Intention, mich dahin zu schicken war nicht, dass ich lerne, sondern diese Kinder ausspioniere und ihren Familien näher komme. Ich habe das ein paar Jahre lang gemacht.« (Salomon, 24, Uganda)

- **Bewaffneter Kampf und Gewalttaten gegen Zivilisten**

Viele Interviewpartner berichten, dass sie im bewaffneten Kampf eingesetzt wurden. Dabei handelt es sich nicht nur um Kämpfe mit gegnerischen Soldaten, sondern auch um Überfälle auf Dörfer.

»Bei der nächsten Begebenheit, als ich dort war, haben sie mir einfach ein Gewehr gegeben, diese AK 47, ich weiß nicht, in Sierra Leone ist das sehr verbreitet, AK 47. Ein Kind kann es bedienen. Sie geben dir einfach diese Waffe, AK 47. Ich habe gesagt, okay, kämpfe einfach, kämpfe, kämpfe. Aber in Wahrheit haben sie für keine guten Ziele gekämpft, sie bewegen sich einfach fort, töten Menschen. Sie greifen

manchmal nicht die Personen an, gegen die sie angeblich kämpfen, sie bringen einfach Leute um, so dass alle Angst vor ihnen haben und nur Frieden wollen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Bei einigen bewaffneten Gruppierungen wie der RUF in Sierra Leone scheinen gerade Kinder und Jugendliche eingesetzt worden zu sein, um Gewaltakte gegen Zivilisten zu verüben.

»Als wir da in diesem Lager waren, waren wir irgendwie wie ein Hund und mussten alles zwangsweise machen, wir machen einfach alles, was sie gesagt haben. Ich glaub, es gibt keine schlimmen Sachen, die ich noch nicht gemacht habe. (...) Als wir in diesem Lager waren, kommen sie immer mit Leuten, die sie festgenommen haben oder die irgendwie etwas falsch gemacht haben oder wo sie Verdacht haben, sie wollten jetzt fliehen und wegrennen vom Lager. Sie haben uns immer Messer gegeben, die Hände abzuschneiden oder abzuhacken. Manchmal bei Kindern – und bei Kindern gehen die Hände einfach weg, und bei den Erwachsenen bleiben die Hände manchmal auch ein bisschen hängen. Und manchmal, wenn sie Frauen haben, die sie umbringen wollen, sagen sie, wir müssen diese Leute erschießen. Wenn wir diese Leute erschossen haben, dann sind wir ein Mann geworden. (...) Das habe ich alles mitgemacht, sonst hätten sie mich auch umgebracht. Ich kann mich noch erinnern, eines Tages haben sie eine Frau gebracht mit ihrer Tochter, sie haben gesagt, ich muss diese Frau umbringen. Ich wollte eigentlich diese Frau nicht umbringen, aber war keine andere Wahl. (...) Und manchmal, wenn sie Soldaten vom Krieg oder der Front gebracht haben, geben sie uns Messer, wir sollten die Ohren abschneiden, manchmal die Augen (stockt) rausziehen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

- **Taten gegen eigene Angehörige und Dorfgemeinschaften**

»Du musst dich selbst zwingen zu tun, was du nicht tun willst.«

Nach Berichten der Jugendlichen zwang die RUF häufig die Kinder und Jugendlichen, die sie rekrutierten, als erstes in ihrem Heimatdorf Verbrechen zu verüben, zum Beispiel die Häuser niederzubrennen.

»Als sie mich in unserem Dorf fangen... jeder, der gefangen wurde, wurde benutzt, um Schlechtes in unserem Dorf zu tun. (...) Als erstes habe ich angefangen damit, Häuser niederzubrennen, sie geben mir Benzin, (...) und sie sagen, du musst Benzin ausgießen, du musst. Ich will da nicht mitmachen – ich habe nicht den Willen, aber (atmet hörbar) du siehst Beispiele, was sie mit anderen Leuten machen, dass, wenn sie dir sagen, dass du etwas tun sollst und du das nicht tust, in diesem Moment ist klar, dass sie dich töten. Du hast diesen Befehl, du hast dem Befehl nicht gehorcht. Also musst du es tun, du musst dich selbst zwingen zu tun, was du nicht tun willst. Also, ich muss mich selbst zwingen, ich tat, was sie mir gesagt haben, wie Häuser niederbrennen, damit habe ich angefangen.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

- **Überfälle, Raub**

Die Interviewpartner berichten von Überfällen, an denen die Kindersoldaten beteiligt waren. Die Beute diente der eigenen Versorgung, ein Großteil musste meist den Kommandanten abgeliefert werden.

»Wir überfallen Geschäfte. So ernähren wir uns. In Zeiten, in denen wir etwas zu essen brauchen, ist alles, was wir tun ist, hingehen und Gesetze brechen. (...) Niemand bekommt eine besondere Versorgung mit Lebensmitteln. Nein. Du musst auch stehlen gehen. (...) In Geschäfte

einbrechen und da rausbringen, was immer man bekommen kann, um sich davon zu ernähren. (...) 80 Prozent davon gehören dem Boss. Dann bleiben 20 Prozent bei *uns*. Und Sie können sich vorstellen, wie viele wir damals waren.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Einige Interviewpartner berichten auch, dass sie sich selbst durch die Überfälle bereichert haben.

»Zu dieser Zeit hatte ich Geld, ich hatte wirklich Geld, das heißt Dollars (lacht), weil überall, wo wir hingehen, überall wo wir angreifen, alles was du da bekommst, das gehört dir. (...) Wenn wir irgendein Dorf angreifen, kämpfen wir nicht für den Besitz. Weil wir den Besitz nicht tragen können. Wir kämpfen nur für Geld. Wir bekommen Geld, Diamanten, Gold, all diese Dinge.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

• Rekrutierung weiterer Kindersoldaten

»Immer wollten wir diese Kinder.«

Einige Interviewpartner berichten, dass sie eingesetzt wurden, um im Zuge der Überfälle auf Dörfer weitere Kindersoldaten zu rekrutieren.

»Manchmal, wenn wir in einige Orte angegriffen haben, Dörfer, und das Ziel war, einige Soldaten mehr zu bekommen, (...) entführten wir Kinder, und Frauen, aber Frauen nicht immer (spricht stockend, leise), aber immer wollten wir diese Kinder.« (Salomon, 24, Uganda)

»Wenn wir einen Überfall machen, und die Leute rennen: Wer das Schicksal hat, gefangen zu werden, den fangen wir, wer rekrutiert werden soll, um sich uns anzuschließen, wird sich uns anschließen, wer dazu nicht in der Lage ist, den töten wir oder wir schneiden die Hände ab. So müssen wir diesen Krieg führen.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

• Kindersoldatinnen als Opfer sexualisierter Gewalt

»Er behandelte mich wie einen Sklaven.«

Die entführten Mädchen wurden bei den bewaffneten Verbänden gefangen gehalten, um einem oder vielen Kämpfern für Vergewaltigungen zur Verfügung zu stehen.

»Es war ein Soldat. Er hat mich entführt und mich mit zu den Baracken genommen. Und machte mich zu seiner Frau oder hat mich in seine Frau verwandelt. Dann habe ich meine Kinder bekommen. Ich habe durchgemacht harte Zeiten, (stöhnt leise) sehr harte Zeiten mit ihm. Mit ihm und mit der Situation auch, im Land. Wir hatten nichts, wir hatten kein Geld, wir hatten nichts zu essen. Er hat uns nicht geholfen. Er behandelte mich wie, wissen Sie, wie einen Sklaven und er pflegte mich zu schlagen.« (Kate, 25, Uganda)

• Besondere Stellung der Kinder in den bewaffneten Einheiten

Einige Interviewpartner berichten, dass Kinder phasenweise oder dauerhaft besonders geschützt, das heißt bei Kampfhandlungen in sicherere Bereiche geschickt wurden.

»Wenn sie kämpfen, müssen wir hinten bleiben und merken, dass sie uns schützen, weil wir so etwas wie ein Wertgegenstand für sie waren (...), weil wir ihr Essen und ihre Sachen tragen, also bleiben wir zurück und danach müssen wir uns weiter bewegen.« (David, 19, Sierra Leone)

Andere Interviewpartner berichten demgegenüber, dass gerade die Kinder in den vordersten Reihen eingesetzt wurden.

»Was ich nicht verstehe, wir waren die neuen Jugendlichen, wir waren vorne, und die die Generäle sind ganz, ganz hinten. (...) (stockend) Unsere Gruppe

Fallbeispiel 3

Chérif C., 20, stammt aus Guinea. Nach dem frühen Tod seines Vaters finanzierte die Mutter den Lebensunterhalt und den Schulbesuch der beiden Söhne durch den Verkauf von Lebensmitteln auf dem Markt. Im Alter von ungefähr zwölf Jahren wurde Chérif bei einem Rebellenangriff auf sein Dorf von seiner Familie getrennt und von Regierungssoldaten als Freiwilliger rekrutiert. Über drei Jahre lang wurde er als aktiver Kämpfer eingesetzt. Im Alter von 15 konnte er fliehen. Ein Freund seiner Eltern, den er zufällig bei einer Patrouille getroffen hatte, finanzierte und organisierte seine Flucht mit dem Flugzeug nach Deutschland. Er wurde ohne weitere Betreuung in einer Flüchtlingsunterkunft für Erwachsene

untergebracht. Durch viel Eigeninitiative schaffte er es, die Schule besuchen zu können. Aufgrund der massiven Traumasymptome suchte er auf Anraten von Landsleuten Unterstützung in einem Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnte er sich mit Hilfe mehrjähriger intensiver therapeutischer und pädagogischer Unterstützung weitgehend stabilisieren. Sein Asylantrag wurde abgelehnt. Vor Gericht wurden Abschiebehindernisse aufgrund der Traumatisierung erwirkt. Nach drei Jahren in Deutschland erhielt er eine Aufenthaltserlaubnis. Inzwischen ist er 20 Jahre alt, hat seinen Hauptschulabschluss gemacht und ist berufstätig.

hatte viele, viele Kollegen verloren.«
(Chérif, 20, Guinea)

Wegen der angenommenen Hemmung gegnerischer Soldaten, Kinder zu töten, setzen Rebellengruppen teilweise gezielt Kinder als Schutzschilde ein.

»Und sie benutzen die jungen Kindersoldaten auch als – wir nennen es Geiseln. Sie werden sie einfach nach vorne schicken, wenn zum Beispiel britische

kümmern scheinen und das Wohlwollen ihrer Kommandanten erringen möchten, wird von den Rebellengruppen genutzt.

»Die Vereinten Nationen sagen, Kinder sollten aus dem Krieg rausgehalten werden, dass es Kindern nicht erlaubt sein sollte, zu kämpfen. Es ist nicht erlaubt, dass Kinder Grausamkeiten begehen. (...) Wenn du einen Kommandanten fragst, würde er dir sagen, dass es keinen Unterschied macht. Der

tust. Das ist es. Die Älteren müssen zurückweichen, weil sie ihr Leben nicht verlieren wollen. Kinder – du versuchst, deinen Kommandanten zu beeindrucken, indem du an vorderster Front stehst, Sachen machst. Du kümmerst dich nicht um dein Leben. Und du kommst zurück, und sie sagen, du bist ein smartes Kind, mutig.« (David, 19, Sierra Leone)

4.1.4 Strukturen und Erfahrungen innerhalb der bewaffneten Gruppen

• Ideologischer Rahmen

Sämtliche bewaffnete Gruppen beziehen sich auf eine Ideologie oder ein Ziel, für das sie angeblich oder tatsächlich kämpfen. Interviewpartner berichten, wie auch die rekrutierten Kinder vor dem militärischen Training einer »ideologischen Schulung« unterzogen wurden.

»Wir haben uns alle hingesezt und dann haben sie angefangen, nach unseren Namen zu fragen (...), wo wir herkommen (stockend) und was wir machen. Sie versuchten uns zu erzählen, dass die Dinge jetzt anders wären, da ist keine Mutter, da ist kein Vater in der Armee. Es gibt nichts wie einen Bruder oder eine Schwester in der Armee – also steht jeder und jede für sich alleine. (...) Sie versuchen uns zu überzeugen, sagen, dass einige der Vorkommnisse, die wir gesehen haben, manchmal passieren. In einer normalen Situation sind das Dinge, die nicht vorkommen. Sie sagten Entschuldigung dafür. Einige von uns haben unsere Eltern verloren in Umständen, die nicht ihren Wünschen entsprechen. Das sind nicht die Dinge, für die sie kämpfen. Aber (...) du kannst niemandem die Schuld geben, der unsere Eltern getötet hat, du musst die Leute beschuldigen, die zulassen, dass das passiert, wie zum Beispiel die aktuelle Regierung. Weil Rebellen

Fallbeispiel 4

David K., 19, stammt aus Sierra Leone. Seine Eltern waren Kleinhändler. Als er neun Jahre alt war, wurde sein Wohnort von Rebellen der RUF überfallen. Sein Vater wurde erschossen, David verschleppt. Nachdem er zunächst als Lastenträger eingesetzt wurde, musste er bald am bewaffneten Kampf teilnehmen. Drei Jahre lang musste er sich an Überfällen auf Dörfer und aktiven Kämpfen beteiligen, bis er festgenommen wurde. Er verbrachte drei Jahre in Haft und konnte schließlich fliehen. Nachdem er feststellte, dass seine Mutter inzwischen auch verstorben war, schmuggelte er sich auf ein Schiff. Mit 16 kam er nach Deutschland und wurde in einer Flüchtlingsunterkunft für Erwachsene unter-

gebracht. Er erhielt einen Amtsvormund und konnte die Schule besuchen. Die Schulsozialarbeiterin kümmerte sich um einen Therapieplatz in einem Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge. Sein Asylantrag wurde zunächst abgelehnt, die Entscheidung des Bundesamtes auf Intervention des Therapeuten aber revidiert und Abschiebehindernisse aufgrund der schweren Traumatisierung erteilt. Nach zwei Jahren in Deutschland erhielt er eine Aufenthaltserlaubnis. Mit therapeutischer und pädagogischer Unterstützung konnte er sich weitgehend stabilisieren. Inzwischen ist er 19 Jahre alt, hat einen Hauptschulabschluss gemacht und macht nun eine Ausbildung.

Truppen kämpfen, wenn sie diese Kinder sehen, werden sie nicht schießen, sie werden nur versuchen sich selbst zu verteidigen. (...) So versuchen sie, die anderen Truppen zu schlagen. Weil sie sie als menschlichen Schutzschild benutzen. Sie schicken sie nach vorne, geben ihnen eine Waffe. Du würdest nicht auf sie zielen, wenn du sie siehst.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Auch die Bereitschaft von Kindern, größere Risiken einzugehen, da sie sich weniger um die Lebensgefahr zu

Unterschied zwischen einem Jungen und einem Mann, einem Jungen von neun Jahren, der ein Gewehr abfeuern kann, und einem 40 oder 50 Jahre alten Mann, der auch schießen kann. (...) Wenn du einen Menschen erschießt, ist es das Gleiche. (...) Also ist da nichts wie die Kraft, im Sinne von: Wenn du die Stärke hast, kannst du diese Tür einschlagen – der Junge kann die Tür nicht einschlagen. Und sie sagen, dass Kinder smarter sind als die Älteren. Sie nennen uns smarter, weil – wenn du ein Kind bist, weißt du nicht, was du

immer als Rebellen kämpfen, ob dir das gefällt oder nicht, du musst einfach mitmachen und dann zusammen stark sein, um die Sache zu Ende zu bringen. (...) Und dann sagten sie definitiv, einige von uns sollten nicht denken, dass wir nur da wären, um Sachen zu tragen, wir müssen auch kämpfen. Und dann haben sie uns beigebracht, wie man ein Gewehr hält, es war wie eine Art Untergrund-Training.« (David, 19, Sierra Leone)

»Wir kämpfen für das Land. Kämpfen, um Diamanten zu schützen, die ich nie mit eigenen Augen gesehen habe. (...) Kämpfen, um unsere nationalen Ressourcen zu schützen. Kämpfen gegen die Regierung, die die gute Zukunft für die Kinder nicht will. Aber das war nicht die richtige Art zu kämpfen. Aber wer bin ich, um das zu sagen? (...) Ich bin nicht in der Position, das zu sagen. Ich muss nur tun, was von mir verlangt wird zu tun.« (Steve, 18, Sierra Leone)

• **Rechtlosigkeit und Willkür innerhalb bewaffneter Gruppen**

Mehrere Interviewpartner berichten, dass sie nach ihrer Rekrutierung Gewalt und Demütigungen ausgesetzt waren.

»Ich bin in ein Gefängnis gesteckt worden. (...) Wenn du Pipi machen musst, fragst du sie: Ich möchte Pipi machen. – Nein, du hast nicht das Recht, Pipi zu machen (stöhnt, klingt entrüstet). Da wo du schläfst kann vielleicht ein Mann Pipi gleich daneben machen, du weißt, dass er das einfach machen kann. (...) Wenn ich etwas falsch gemacht habe, hat man mich angeschrien. Es gab nicht genug zu essen, der Ort, an dem ich gewohnt habe, war nicht wirklich ideal. Ich fing an, mich schlecht zu fühlen, mich krank zu fühlen. (...) Morgens, bei der Kälte, ziehen wir unsere Hemden aus, so muss man draußen bleiben. Sie befehlen einem, Gymnastik zu machen, Runden zu drehen, sich fallen zu las-

sen. Ich war zu scheu, ich hatte gar keine Kraft. Wenn sie mich so gesehen haben, haben sie mich geschubst, oder sie haben mich wieder in das Gefängnis gesteckt, wo ich bleiben muss. Es gibt welche, die rauskommen, ich bleibe da. Sie haben denen etwas zu Essen gegeben, die gearbeitet haben. (Imitiert Kommandanten:) Aber du, weil du nicht gearbeitet hast, weil du zu zaghaft bist, wofür? Es wäre besser, wenn du sterben würdest. (...) Einmal habe ich versucht zu sagen: Aber wenn Sie doch sehen, dass ich zu scheu bin, wollen Sie mich nicht gehen lassen, um mein Leben fortzuführen, so wie ich es vorfinde im Wald? Lassen Sie mich. Ich war der Klugscheißer, sie haben mich geschlagen, weil ich das gesagt habe. Weißt du nicht, dass du für dein Land kämpfen musst? Ein Mann muss Mut haben, ein Mann muss stark sein.« (Jean, 16, Kongo)

Die Interviewpartner berichten von Machtmissbrauch und Willkür durch die Kommandanten.

»Ich habe viele Probleme gesehen vom Hauptmann und von den anderen. Ich wollte viel sprechen über das. (...) Das war ein großes Problem, weil der Hauptmann von meiner Gruppe, er war streng, mir gegenüber streng. Er wollte nicht, dass ich sage, was er gemacht hat. Aber wenn ich was sehe, ich sage alles. (...) Dann haben wir mit ihm gestritten. Er hat mich einfach in ein Gefängnis geschickt. Sechs Monate war ich da, unter der Erde. (...) Wir sammeln Geld für Essen. (...) Und das Geld, was wir gesammelt haben, nimmt er alles weg. Darüber spricht man nicht. (...) Dann ich habe über das sehr viel gesprochen. (...) Und dann er hat mir gesagt, du kannst nicht so sagen. Ich habe ihn gefragt: Warum? Du hast das gemacht. Er hat mir gesagt: Ich mach auch noch mehr.« (Belay, 27, Eritrea)

• **Bezugspersonen innerhalb der bewaffneten Gruppe**

Wenige Interviewpartner berichten von Freunden, die sie innerhalb der bewaffneten Einheit hatten. Die ständige Möglichkeit, Bezugspersonen gewaltsam zu verlieren, führte nach Berichten von Interviewpartnern eher dazu, keine engen Bindungen einzugehen.

»Du kennst jemanden, und dann gingst du in den Kampf, die Person fällt, er wurde erschossen und starb dann, (...) du machst weiter, als ob nichts war, du kommst zurück nach Hause, du konntest noch nicht einmal über ihn nachdenken, es ist wie: Oh, ich war mit John zusammen, oh, wo ist er? Er ist gestorben. Vergiss ihn. Er ist verreckt. Ein neuer Freund kommt, wer auch immer. Niemand ist auf deiner Erinnerungsliste, niemand ist dir wichtig.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er gemeinsam mit seiner Familie verschleppt wurde und bei der Rebellen-einheit mit ihnen zusammen war.

»Da haben sie angefangen, meinen Vater, meine Schwester und andere Leute zu trainieren, wie man schießen kann. Wir waren da lange Zeit und jedes Mal, wenn sie in den Krieg gehen wollen, dann nehmen sie immer meine Schwester oder manchmal meinen Vater mit. Später ist mein Vater sogar Kommandeur geworden. (...) Wir waren da und eines Tages haben sie (klingt bewegt) meinen Vater tot zurückgebracht. Wenn man sieht, dass ich das alles durchgemacht habe, da kann ich sagen, mein Vater war schuld, weil, als er Kommandeur war, hätte er uns helfen sollen, irgendwie da rauszukommen. Jedes Mal haben wir ihm das gesagt, er hat gesagt, ja, wir sollen noch abwarten und nichts passiert, hat er nichts getan bis sie ihn auch umgebracht haben.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Einige Interviewpartner berichten, dass die Kommandanten, denen sie unterstellt waren, eine Art Elternerersatzrolle eingenommen haben.

»Ich hatte einen Kommandanten, der für mich eine Art Pate war. (...) Er war gut, er war gut im Sinne von Kriegsaspekten, er hat ein gutes Herz in seinem Inneren, aber nach außen ist es nicht so. (...) Weil er mehr oder weniger wie ein Vater zu mir war, damals. Er hat nicht zugelassen, dass mir irgendetwas passiert.« (Steve, 18, Sierra Leone)

• Drogen

»Sobald du zu klarem Bewusstsein kommst, hast du ein Problem.«

Fast alle Interviewpartner berichten, dass ihnen Drogen verabreicht wurden.

»Bei den Rebellen waren die Kinder noch schlimmer als die Erwachsenen. (...) Sie sind einfach bereit, alles zu machen. Wenn sie diese Spritzen bekommen haben oder diese harten Drogen, machen sie einfach alles. Manchmal, wenn wir essen, sie tun irgendetwas in unser Getränk rein, sagen, wenn wir das getrunken haben, bekommen wir Kraft und dann werden wir ein Mann.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

»Einer von den Kriminellen fragte: Wer von euch hat schon einmal getötet? In dieser Situation haben alle nur geguckt, so wie: Was ist das denn? Einige von den anderen Jungen haben angefangen zu lachen, sie haben angefangen, in die Luft zu schießen und auch zu sagen: Es wird Zeit, ihr müsst euch daran gewöhnen. Sie fingen an, Marihuana einzuführen und brown-brown, das ist eine Mischung aus Schießpulver und Kokain, und auch das Kokain selbst, das weiße Zeug. Und dann eine geriebene Pflanze, die sie Cumbijara nennen, das ist eine

sehr starke Pflanze. Unter normalen Umständen, (...) wenn du das trinkst, schläfst du den ganzen Tag. (...) Ich muss etwas nehmen, das macht, dass du dich selbst nicht einmal mehr kennst und was du tust. (...) Du bekommst das Blut unschuldiger Menschen nicht von deinen Händen und aus deinem Kopf. (...) Mit diesem Druck wieder, du rauchst, du trinkst, du nimmst Drogen. Ich fand heraus, dass du dich immer noch kontrollieren kannst. (...) Du gibst dich auf, um das Schlimmste zu tun, am nächsten Tag machst du es weiter, du machst weiter, bevor du es realisieren kannst. (...) Es ist als wärst du süchtig. (...) Du bist die ganze Zeit hungrig. Du hast keinen Appetit auf Essen. Nur auf Wasser hast du Appetit, du rauchst nur und trinkst oder nimmst Drogen. Weil, sobald du zu klarem Bewusstsein kommst, hast du ein Problem. Also gehst du besser wieder in den Zustand zurück, in dem du dich befindest.« (David, 19, Sierra Leone)

»Ich fing an, Drogen zu nehmen als ich zwölf war. Weil, bei dem, was ich tat, war es der einzige Weg, um weiterzumachen. Ich habe das immer gemacht, Drogen und alles, nur um die Angst aus meinem Bewusstsein zu bekommen. (...) Jeder nimmt sie, weil es der einzige Ausweg ist.« (Salomon, 24, Uganda)

Mehrere Interviewpartner berichten, dass der Drogenkonsum dazu beitrug, dass die Kriegssituation geradezu unreal wirkte – wie ein Film oder ein Spiel, und dass die Belastung sich erst später bemerkbar machte.

»Damals war das wie ein Spiel für uns, wenn wir rauchten. Das war genau wie wir im Kino gucken. Also, damals ich wusste es nicht, dass es so schlimm ist. Aber später, als der Krieg sehr ruhig wird, als wir nicht mehr rauchen, Drogen nehmen, dann kommt es, wenn ich schlafe. Ich höre immer Laute und sehe Sachen, die, die mich stören zu schlafen und ich kriege Kopfschmerzen.« (Chérif, 20, Guinea)

• Überlebensstrategien während der Zeit als Kindersoldaten

Wie Kinder und Jugendliche mit den Erfahrungen von Krieg und Gewalt umgehen, hängt stark von ihrer Umgebung und den Strukturen der bewaffneten Gruppe ab.

Die Berichte der Jugendlichen, die von der sierra-leonesischen RUF verschleppt wurden, stechen aufgrund deren extremer Gewaltausübung und Willkür besonders hervor. Zunächst identifizierten die Kinder sich nicht mit den Zielen und Handlungsweisen der bewaffneten Gruppe, sondern wurden gezwungen, Dinge zu tun, die sie nicht tun wollten. Aufgrund der Ausweglosigkeit und Intensität der Kriegssituation hatten die Kinder keine andere Möglichkeit, als sich ihrem Schicksal zu fügen.

»Ich glaube, im Alter von sieben war es, dass ich von den Rebellen mitgenommen wurde. So wurde ich gezwungen, Dinge zu tun, an denen ich nicht wirklich interessiert war. Dinge, die ich niemals getan hätte, wenn ich die Wahl und die Möglichkeit gehabt hätte. (...) Da es keinen Zufluchtsort gab, niemand, an den man sich hätte anlehnen können und keinen Platz, durch den man hätte entkommen können, musste ich einfach ihren Regeln und Bestimmungen gehorchen. Was ich bitterlich getan habe. (...) Während das alles passierte, waren meine Eltern nirgendwo aufzufinden. Damals wusste ich gar nichts. Ich habe noch nicht einmal jemals über sie nachgedacht, an keinem einzigen Tag. Das habe ich nie, nie, nie getan. Weil ich nicht in der Position war, über sie nachzudenken. Ich war völlig verloren, außer mir. Einfach außer mir, aufgrund dessen, dass ich etwas tat.« (Steve, 18, Sierra Leone)

»Die Angst war noch da, aber es war schrecklich und ich hörte mit dem Weinen auf, weil es war so – ich hatte

bereits meinen Vater vor meinen Augen verloren, ich weiß, dass meine Mutter auch weg war und dass ich nirgends hingehen und nichts tun kann. (...) Es gibt ein Sprichwort, das wir immer sagten, dass, wenn du ins Wasser fällst, musst du weiterschwimmen. Denn wenn du nicht schwimmst, ertrinkst du. Du bist schon nass, also tu, was du tun musst. Du hast nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren.« (David, 19, Sierra Leone)

Interviewpartner berichten, dass sie sich nach einer Zeit des Entsetzens und der Angst an ihr neues Umfeld – die Rebellen – und ihre Tätigkeiten »gewöhnten«.

»Ich hatte Angst zu dieser Zeit, Teil von ihnen zu sein. Aber als die Zeit weitergeht, als ich mit ihnen zusammen war, habe ich mich gewöhnt an sie, weil natürlich, wenn du mit ihnen zusammen bist, wird dir nichts mangeln. Weil, überall, wo ihr Leute hingehet, alles, was du hast ist deins. (...) Also, ich muss mich selbst zwingen, ich tat, was sie mir gesagt haben, wie Häuser niederbrennen, damit habe ich angefangen. Von da an musst du reisen, von Dorf zu Dorf. Benachbarte Dörfer. Also da kommt eine Zeit, in der ich mich gewöhnt hatte an ihr Leben. Jeden Tag habe ich praktiziert, du musst dich daran gewöhnen. Also habe ich mich sogar entschieden, ich sage, ich will diese Leute begleiten. Weil, wenn ich da bin, ich sage die Wahrheit, mangelt es mir an nichts. Ich hatte sehr große Mengen Geld zu dieser Zeit.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

»Einige von uns sind so schnell dabei, sich an die Situation anzupassen, ja, es ist nicht nötig, uns zu sagen, was wir tun und sagen sollen, wir haben es sofort kapiert. Es ist wie zur Schule zu gehen – jeder kämpft für, die Versetzung in der Klasse und dann, jeder braucht gute Noten.« (David, 19, Sierra Leone)

In einer Situation völliger Ausweglosigkeit und Ausgeliefertseins wurde die bewaffnete Gruppe das neue Umfeld und Zuhause der Kinder.

Fallbeispiel 5

Peter D., 22, stammt aus dem Südsudan. Seine Eltern hatten in den USA studiert und gehörten der intellektuellen Elite an. Sein Vater war Mitglied der Sudan Peoples Liberation Army (SPLA) und wurde vor den Augen seiner Familie ermordet als Peter ungefähr zehn Jahre alt war. Die Mutter wurde massiv unter Druck gesetzt, dass Peter sich der SPLA anschließen müsse. Über viele Monate lebte er versteckt, um sich vor einer Rekrutierung durch die Rebellen zu schützen. Als Peter ungefähr 13 war, wurde die Familie bei Kampfhandlungen zwischen Regierungstruppen und Rebellen aus ihrem Dorf vertrieben. Peter schloss sich der SPLA an, um dem Vorbild seines Vaters zu folgen und auch um seine Mutter zu schützen. Er wurde ungefähr zwei Jahre lang an der Waffe und als Spion eingesetzt. Im

»Als Kindersoldat (leise) wünschst du dir einfach, alles ist nur ein Traum oder ein Spiel, manchmal wünschst du, du legst dich hin und stehst nicht wieder auf. Du kannst nicht einmal darüber nachdenken, wegzulaufen. In der Tat, wo sollst du hinlaufen? Du kannst nicht darüber nachdenken, dich umzubringen, dein Leben ist dir wichtiger. Die Leute um dich herum, auch wenn sie deine Feinde sind, sie sind immer noch deine Freunde, sie sind deine Familie. Du musst aufeinander aufpassen.« (David, 19, Sierra Leone)

Für viele wird ihre Waffe zum zuverlässigsten Begleiter, und sie machen die Erfahrung, Macht über andere Menschen und Macht über Leben und Tod zu haben.

»Es ist so, als ob die Waffe dein Leben ist. Das ist das Erste, was sie dir erzählen, die Waffe ist dein Leben. Du kannst alles damit bekommen, und

Alter von 15 wurde er von Mitarbeitern einer Hilfsorganisation aufgegriffen, die ihn mit einem Schiff nach Deutschland schickten. Er wurde ohne weitere Betreuung und Schulbesuch in einer Sammelunterkunft für alleinstehende Männer untergebracht. Nach einem Jahr wandte er sich aufgrund seiner massiven psychischen Beschwerden an ein Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge, seitdem wurde er intensiv traumatherapeutisch und sozialpädagogisch unterstützt. Auch der Schulbesuch wurde in die Wege geleitet. Das Bundesamt erteilte Peter Abschiebeschutz aus humanitären Gründen aufgrund der schweren Traumatisierung. Nach drei Jahren in Deutschland erhielt der 22-Jährige eine Aufenthaltserlaubnis. Inzwischen hat Peter das Fachabitur gemacht und studiert seit zwei Jahren.

wenn du sie nicht hast, dann gibt es dich nicht.« (Salomon, 24, Uganda)

»Ich gehe raus mit meinem Gewehr, da ist ein anderes Kind, ich bin der Boss und ich bin im Recht. (...) Die Leute tun, was ich gesagt habe. Wenn du das nicht tust, dann ist das das Ende für dich. Und die Waffe ist deine Macht.« (David, 19, Sierra Leone)

Aus den Berichten der Jugendlichen klingt heraus, dass die Erfahrung, Menschen zu töten und selbst in Todesnähe zu sein, schwer zu verarbeiten ist.

»Du musst töten, um zu überleben. Du musst töten, um den nächsten Tag zu erleben. Entweder du tötest oder du wirst getötet. (...) Ja, es ist cool, wenn

du tötest. Es ist schön, wenn du tötest (lacht ironisch). (...) Aber warte nur, bis jemand dich trifft, nur mit einem Messer. Dann wirst du definitiv verstehen, wie es ist, wenn eine Kugel die Seele eines Menschen durchschlägt. (...) Es dauert viele Jahre, um diese Seele wieder zurück zur Existenz zu bringen, wenn diese Seele überhaupt jemals wieder zur Existenz zurückkommt. Und um eine Seele zu retten, das dauert nur einen Tag. Denn, wenn du nicht abdrückst, bleibt die Seele da. Oder du drückst ab, und in nur drei Sekunden ist die Seele weg. (...) Wenn du Pech hast, läufst du herum und gerätst in einen Hinterhalt von irgendjemandem. Wenn du Glück hast, ist Gott zufällig auf deiner Seite und sagt: Nein, es ist noch nicht deine Zeit zu sterben. Du bist noch nicht an der Reihe, ich gebe dir noch mehr Chancen. (...) Dann denkst du über diejenigen nach, die du physisch in die Falle gelockt hast, diejenigen, die du physisch getötet hast. Wie bitter und wie schmerzhaft es ist, das im Kopf zu glauben. Es ist eine sehr verrückte Sicht, es ist eine Sicht, die ich meinem größten Feind nicht empfehlen würde zu sehen.« (Steve, 18, Sierra Leone)

»Wenn du einmal da warst, fürchtest du den Tod nicht mehr. Der Tod ist etwas wie ein Teil von dir. Ja, ein Teil von jedem. (...) Was ich gesehen habe und was ich getan habe – es ist nichts. Du schläfst mit dem Tod, du wachst auf mit dem Tod, du weißt, alles von dir hat den Tod geschluckt. (...) Es ist nicht, wie wenn du Träume von toten Menschen hast oder anfängst Angst zu haben – es gibt keine Angst mehr.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er keinesfalls andere Menschen töten wollte. Er habe beschlossen, sich umzubringen, wenn er nicht fliehen könnte.

»Ich bin nicht für diese Laufbahn geschaffen, das kann ich hier nicht aushalten, ich bin zu schüchtern. Auch diese Aufgabe, dieser Beruf selbst, den

man da lernt, der den Tod bringt, das ist nichts für mich. Ich habe mir gesagt, wenn es einmal dazu kommen sollte, dass ich das lernen muss, werde ich mein Bestes tun, um mich zu töten. (...) Ich kann nicht tun, was sie von

steigen. Unter Umständen dauert es viele Jahre, bis Kindersoldaten das Militär verlassen können – weil ihnen die Flucht gelingt, sie festgenommen werden oder der Krieg zu Ende geht. Einige sind dann keine Kinder mehr.

Fallbeispiel 6

Steve J., 18, stammt aus Sierra Leone. Als Sohn eines kritischen Journalisten wurde er als Siebenjähriger von der RUF gezielt entführt und jahrelang als Kindersoldat benutzt. Nach dem Ende der Kämpfe lebte er in Sierra Leone in Lagern für Kriegsoffer. Schließlich wurde er von Verwandten wiedergefunden. Er erfuhr, dass sein Vater schon vor Jahren mit der Familie nach Deutschland geflohen war.

Als 17-Jähriger reiste Steve ihm nach. Mit dem Flugzeug brachte ein Fluchthelfer ihn nach Deutschland, zum Zeitpunkt des Interviews ist er seit sechs Monaten hier. Inzwischen ist Steve volljährig, lebt in einer Jugendhilfeeinrichtung und besucht einen Deutschkurs. Aufgrund der schweren Traumatisierung ist er in therapeutischer Behandlung. Das Asylverfahren ist noch nicht abgeschlossen.

mir verlangen zu tun, Menschen töten. Weil ich auch meine Eltern verloren habe, das ist eine Erinnerung, die in meinem Kopf bleibt, das würde mir leid tun, so etwas anderen anzutun, Menschen wehzutun. (...) Wenn ich nachts im Bett liege, habe ich mir gesagt, wenn es notwendig wird, wenn mir das passiert, dann werde ich die Waffe nehmen und mich selbst töten, aber wenn ich eine Möglichkeit finde zu fliehen, werde ich fliehen. Wenn sie mich töten wollen, sollen sie mich lieber töten als so zu leben, weil ich mit so etwas nicht leben kann.« (Jean, 16, Kongo)

4.1.5 Ende des Einsatzes als Kindersoldaten

• Keine Möglichkeiten des Ausstiegs aus eigener Entscheidung

Die Berichte der Interviewpartner zeigen, dass Kinder und Jugendliche, wenn sie einmal in den Fängen einer bewaffneten Einheit sind, meist keine Möglichkeit haben, wieder auszu-

Ein Interviewpartner berichtet, dass er vom eritreischen Militär desertierte, aber nach einigen Monaten zurückkehrte, da er gesucht wurde.

»Meine Schwester war krank. Ich muss ihr helfen. Weil mein Bruder hat vom Krieg nur ein Bein, er kann ihr nicht helfen. (...) Die haben mir keine Erlaubnis gegeben. (...) Ja, dann keine andere Möglichkeit, ich bin einfach ohne Erlaubnis zu meiner Familie gegangen. (...) Ich habe auch nicht zu Hause geschlafen. Weil, wenn ich zu Hause schlafte, dann gibt es auch Probleme, weil es kommen Soldaten und durchsuchen die Wohnung, die wollten mich fassen. Wenn man zum Militär geht als Soldat und dann wieder geht, ist das ein großes Problem. Ich habe draußen so fast sechs Monate geschlafen. Am Tag arbeite ich, nachts draußen. (...) Ich kann nicht lange zu Hause bleiben. (...) Weil wenn lange bleiben, dann gibt auch viele Probleme. Die Leute kommen, das Militär kommt. Dann bin ich einfach zum Militär zurückgegangen.« (Belay, 27, Eritrea)

In Rebellengruppen wie der RUF werden Fluchtversuche grausam bestraft.

»Die größte Schwierigkeit ist, wenn du versuchst zu fliehen und sie dich erwischen, werden sie dich nicht gleich töten. Sie werden keine Kugeln benutzen. Sie nehmen deinen Arm und schneiden ihn in Stücken ab, manchmal schneiden sie dir die Ohren ab, manchmal die Zunge. Sie bringen dich um und statuieren ein Exempel vor vielen anderen Leuten, so dass alle von uns begreifen, dass wir so etwas nicht tun werden.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

• Freilassung

Lediglich ein Jugendlicher berichtet, noch während des Krieges freigelassen worden zu sein.

»Meine Schwester war mit einem Rebellen zusammen, und später ist meine Schwester schwanger geworden. Durch die Schwangerschaft haben die Rebellen uns mit zwei Bodyguards oder zwei Begleitern freigelassen. (...) Sie haben uns ein Flüchtlingslager gezeigt. (...) Wir waren in diesem Lager, dann sind die zurückgegangen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

• Demobilisierung/Ende des Konfliktes

»Die Anführer sagen, alle müssen zurückgehen.«

Einige Interviewpartner beendeten ihre Zeit beim Militär mit dem Ende des bewaffneten Konflikts. Als der Bürgerkrieg in Sierra Leone beendet wurde, wurden auch die Kindersoldaten demobilisiert. Diese Situation schildern zwei Interviewpartner als genauso unfreiwillig wie ihre Rekrutierung. Eine Rückkehr in das Heimatdorf war teilweise unmöglich, weil die Familien nicht mehr dort waren oder sie bei ihrer Rekrutierung an Verbrechen mitwirken mussten.

»Sie sagen, wir müssen uns entwaffnen, (...) dass der Kampf zu Ende ist. Also sagen die Anführer, alle müssen zurückgehen. (...) Ich hatte nicht einmal vor, mich diesen Leuten anzuschließen, es ist, weil sie mich gezwungen haben, und jetzt habe ich bei ihnen mitgemacht. So, habe ich gedacht, wie kann ich nach Hause zurückkehren? Zu diesen Leuten, denen ich Schlechtes angetan habe, sehr schlechte Dinge in meinem Dorf. Okay, ich habe entschieden, lass mich einfach einen Versuch machen. (...) Als ich nach Hause zurückkehre, traf ich einen von meinen Freunden, der sagt: (...) Was machst du hier, was willst du in diesem Dorf tun? Ich sagte: (...) Aber siehst du nicht, ich bin nicht schlecht, ich habe keinerlei Absichten, mich diesen Leuten anzuschließen, du weißt das. Er sagt: (...) Warum ich dich frage ist, weil da viele Leute sind, die sie hier umgebracht haben, weil sie bei diesen Rebellen mitgemacht haben. Also, das bisschen, was ich dir raten kann, du musst dieses Dorf verlassen, so dass du nicht sterben wirst. Also habe ich entschieden, da wegzugehen. (...) Meine Familie war nirgendwo auffindbar. (...) Ich weiß bis jetzt nicht einmal, ob sie leben oder ob sie tot sind. Also muss ich zu meinem Onkel zurückkehren in Freetown. Als ich da hingegangen bin, hat er gesagt, er kann keinen Rebellen in seinem Haus erlauben. Dass ich sein Haus nicht betreten darf. Also habe ich keine Möglichkeit.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

• Flucht von den bewaffneten Verbänden

Acht Interviewpartnern ist es gelungen, von den bewaffneten Verbänden zu entkommen.

Ein Interviewpartner konnte eine Woche nach seiner Zwangsrekrutierung aus dem Militärcamp fliehen. Um nicht wieder in die Fänge des Militärs zu geraten, war er gezwungen, seine Heimatregion zu verlassen. Von Kirchen-

mitarbeitern wurde er in die Hauptstadt geschleust.

Fallbeispiel 7

Mike M., 24, stammt aus Sierra Leone. Als Achtjähriger wurde er von der RUF verschleppt, seine Eltern wurden ermordet. Nach sechs Jahren aktiver Beteiligung als Kindersoldat gelang ihm die Flucht. Er kam als 14-Jähriger nach Deutschland und wurde in einer Jugendwohngruppe untergebracht. Mike erhielt jahrelange therapeutische Unterstützung und machte seinen Hauptschulabschluss. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, vor Gericht erlangte er Abschiebehindernisse aus humanitären Gründen. Er schloss die Hauptschule ab und gründete eine Familie. Mike ist Vater von drei Kindern. Er hat eine unbefristete Niederlassungserlaubnis und arbeitet als Dolmetscher.

»Nach einer Weile sagte mir so ein Militär da: Du – weil er keine anderen Jugendlichen gesehen hat – ich brauche jemanden, um eine Zigarette kaufen zu gehen. Ich sagte mir, das ist meine Chance. (...) Er hat mir ein bisschen Kleingeld ausgehändigt. (...) Ich habe mich schnell davongemacht, eine Stunde lang, und habe Zuflucht gesucht in (...) einer Kirche. In der Kirche habe ich um Hilfe gebeten. (...) Ich sagte ihnen: Ich bin auf der Flucht, ich bin gerade hier aus einem Militärcamp entflohen, weil sie mich festgehalten haben. Sie haben mich in ein Gefängnis gesteckt, sie haben mich ausgepeitscht, das Leben war schwierig dort. (...) Sie haben gesagt: Nun ja, weißt du, selbst die Mönche werden geschlagen, sie kommen in der Nacht, in der Nacht haben sie uns geschlagen. Als ihnen dann klar geworden war, dass sie auf mich aufpassen müssen, sagten sie: Wir werden dich einfach wegschicken,

wenn wir die Möglichkeit haben, mit einem Lastwagen, der durch das Dorf fährt auf dem Weg zur Hauptstadt. (...) Weil wir hier auch exponiert sind, können wir dir nicht anders helfen. In der Hauptstadt gibt es ein Waisenhaus, da wirst du unterkommen können.« (Jean, 16, Kongo)

Ein Interviewpartner entfloh dem eritreischen Militär nach sechs Jahren, als er zum wiederholten Mal zu Gefängnis und Arbeitsdienst verurteilt wurde. Inzwischen war er volljährig.

»Ich war im Gefängnis. (...) Wir arbeiten da, also Müll verladen von einem Auto in ein anderes Auto. (...) Wir waren zehn oder elf Leute. Und die Aufseher für uns waren zwei Leute. Dann habe mich unter den Müll gelegt. (...) Und Müll auf mich drauf gelegt. Dann sehen die mich nicht. Ja, und so bin ich einfach aus der Halle gefahren. (...) Als ich draußen war habe ich gesehen, wo ich war, ich erkenne die Grenze, wo ich in den Sudan gehen kann. Ich kenne das so gut. Dann bin ich einfach in den Sudan gegangen. Zu Fuß. Das war fast neun Uhr. Von neun Uhr bis null Uhr Mitternacht zu Fuß gelaufen. Auf der anderen Seite der Grenze waren Soldaten vom Sudan. Auf dieser Seite von meiner Heimat. Und dann in der Mitte habe ich geschlafen. Weil ich Angst hatte, es gibt auch Minen an der Straße. Aber wo die sind, weiß ich nicht so richtig. Das war dunkel. Dann ich habe da geschlafen bis fünf Uhr morgens. (...) Fast sechs Stunden dann wieder gelaufen von fünf Uhr bis zwölf Uhr Mittag. Ich bin gelaufen, ja. Das war bisschen schwer, da ist viel Sonne, sehr stark war die. Aber ich habe es geschafft.« (Belay, 27, Eritrea)

Zwei Interviewpartner berichten von vergeblichen Fluchtversuchen, bevor die Flucht schließlich gelungen ist.

»Seit ich entführt wurde, versuchte ich einmal zu fliehen von den Baracken. 2001 ging ich nach Hause zurück,

aber der Mann kam auch hinterher. Er behandelte meine Mutter (...) sehr schlecht und hat mich wieder zurückgebracht zu den Baracken. Seitdem habe ich meine Mutter nie wieder gesehen. (...) Und dann bin ich entkommen von ihm, mit der Hilfe einiger Verbindungsleute. (...) Ich wusste, wo er das Geld versteckte. Ich nahm das Geld und setzte mich in Verbindung – da war ein Mann, (...) er pflegte zu den Baracken zu kommen, und der brachte mich in Verbindung mit diesem Mann. Er brachte uns hier hin, nach Deutschland.« (Kate, 25, Uganda)

• Festnahme und Gefangenschaft

»*Meine schlimmste Zeit im Leben war nicht als Kindersoldat, sie kam im Gefängnis.*«

Vier Interviewpartner berichten, dass ihr Einsatz als Kindersoldat mit einer Gefangennahme endete.

»Nach dem Krieg bin ich den ECO-MOG⁴³-Soldaten in die Hände gefallen. (...) Wir sind in einen Hinterhalt geraten, (...) die Jungs meiner Gruppe waren nicht so groß, sie waren so klein (lacht bitter) in meiner Truppe, und ich war verantwortlich für die Truppe. (...) Einige Jungen sind getötet worden. Weil sie zuerst geschossen haben. (...) Und wir hinten, aufgrund der Formation, die wir hatten, wurden gefangen genommen. (...) Ich glaube, ich war drei Jahre älter als ich war, als ich entführt wurde. Also war ich neun, zehn. (...) Es ist nicht so, dass sie auf uns zugekommen sind wie auf Babys oder so, wir sind geschlagen worden. (...) Sie hatten ihr eigenes Camp, wo sie Rebellen festgehalten haben, Rebellen die entwaffnet worden sind. Als ich da hinkam (...) sah ich Leute, Freunde, die du nicht wieder erkennen würdest. Das halbe Gesicht zerschlagen oder halb zugeschwollen (...) Die meisten Leute,

die da festgehalten wurden, waren jung.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner, der seit seinem zwölften Lebensjahr erst bei den Regierungssoldaten und dann bei den Rebellen war, wurde schließlich verhaftet, als er bereits 20 Jahre alt war. Seine Aufgabe war zu diesem Zeitpunkt, in Studentenkreisen zu spionieren und agitieren sowie Materialien für die Rebellen zu transportieren.

»Wir organisierten die Studenten, wir demonstrierten, ich erinnere mich, es war November 2005, aber – es war nicht wirklich so einfach an diesem Tag, dem Tag der Demonstration, weil die Regierung die nationale Armee und die Polizei angewiesen hat, scharfe Munition und Tränengas gegen die Studenten zu benutzen. Eine Reihe (leise, stockend) von ihnen starb, viele wurden verletzt, und ich bin ins Gefängnis gekommen. (...) In meinem Appartement, wo ich wohnte, in diesem Wohnheim, da war ein Paket, das ich nach Mbale bringen sollte. (...) Bevor ich ins Gefängnis gebracht wurde, haben sie meine Wohnung durchsucht und in diesem Paket waren ein Gewehr und eine Pistole. Ehrlich, ich habe das jahrelang gemacht, so oft habe ich verschiedene Sachen transportiert, Gewehre, Lebensmittel, Medikamente, aber ich wusste wirklich nicht, dass es dieses Mal ein Gewehr war. So haben sie mich gekriegt.« (Salomon, 24, Uganda)

Die Interviewpartner waren nach ihrer Festnahme bis zu drei Jahre lang unter meist extrem schlechten Bedingungen in Haft. Sie berichten von Misshandlungen, Folter und Zwangsarbeit.

»Wirklich, meine schlimmste Zeit im Leben war nicht als Kindersoldat. Sie kam ehrlich während der Zeit, die ich im Gefängnis verbracht habe. (...) Diese Soldaten, die nationale Armee, die haben mich immer gefoltert, auf alle Weisen, um dafür zu sorgen, dass ich tat, was sie wollten. Ehrlich, es war zu

43 siehe Glossar

viel, ich konnte es nicht mehr aushalten. Sie wollten mich vor Gericht bringen, um Zeuge zu sein gegen diesen Mann (einen führenden Oppositionspolitiker, D. Z.). (...) Sie haben nie genügend Beweise bekommen, um ihn ins Gefängnis zu bringen. (...) Ich sollte sagen, ich bin ein Rebell und er ist unser Anführer. (...) Um ehrlich zu sein – ich habe wirklich so viel Zeit damit verbracht, für die Rebellen zu arbeiten, aber ich habe ihn nie in meinem Leben getroffen. (...) Du musst nur die Person kennen, von der du direkte Befehle bekommst. Du musst andere nicht kennen. (...) Ich weiß wirklich nicht, ob er es ist oder nicht, ich weiß nur, wer meine direkten Chefs sind.« (Salomon, 24, Uganda)

»Als ich ins Gefängnis kam, (...) habe ich versucht, mein Leben auf die Reihe zu kriegen, und sogar wenn ich allzu sehr gestresst war, habe ich versucht, (...) im Fluss zu sein, indem ich mich ans Lesen gesetzt habe, älteren Leuten bei ihren Gesprächen zugehört. Gespräche, die mich etwas daraus ziehen lassen. (...) Leute können etwas lernen, (...) wie man spricht, sogar ohne Bildung, das ist es, was ich erreicht habe, gesunden Menschenverstand (common sense). Manchmal fragen Leute: Warst du an der Universität? Ich sage: Nein. – Wie lange bist du zur Schule gegangen? Ich sage: Du sprichst über Schule? Einige von uns hatten die Chance nicht, aber wir nutzen das

»An dem Punkt wurde mir klar dass, wenn ich hätte sterben sollen, dann hätte ich vor langer Zeit sterben sollen, aber wenn ich noch lebe zu diesem Zeitpunkt, dann muss ich nach vorne gucken. (...). So war das bis (atmet hörbar aus) ich aus dem Gefängnis ausgebrochen bin. (...) Ein Ausbruch aus dem Gefängnis war mehr oder weniger schwierig. Im Gefängnis habe ich versucht, sauber zu sein, zu beten und zu hoffen, dass andere Dinge in Ordnung kommen und plötzlich habe ich mich wie jemanden gesehen, der nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun kann oder einem Hund. Du hast sogar Angst. Du kennst den Wert und den Nutzen von Leben. Und dann nach dem Gefängnis siehst du einige deiner Freunde wieder, sie sind am Boden, kämpfen wieder um ihr Leben. Und das war wie ein neuer Krieg.« (David, 19, Sierra Leone)

»Ich war noch in diesem Krankenhaus, da kam ich in Kontakt mit einigen anderen Leuten. (...) Sie sagten mir, ich solle allem zustimmen, was mir gesagt wird, weil es die beste Art wäre, mir zu helfen rauszukommen, mir zu helfen zu fliehen. (...) An einem Tag wurde ich von diesem Militärkrankenhaus zum Verhör gebracht. Auf dem Weg kam ein anderes Fahrzeug, ein Militärfahrzeug, und die tauschten mich einfach aus, steckten mich ins andere Fahrzeug, und das war es, wie ich rausgekommen bin. (...) Wenn ich zum Gericht gegangen wäre, ich denke, ich war dabei, einige andere mit mir zusammen reinzureißen. Weil, wirklich, die Folter war zu viel, und ich sagte fast alles, was ich wusste. So viele Leute würden zusammen mit mir fertiggemacht werden. Also, sie halfen mir, hierher zu kommen, aber ich weiß tatsächlich noch nicht einmal, wer genau das tat.« (Salomon, 24, Uganda)

Fallbeispiel 8

Abdoulaye M., 18, stammt aus Sierra Leone. Sein Vater war in einem lokalen Selbstverteidigungsverband aktiv, der versuchte, sich bewaffnet gegen die Überfälle der RUF zur Wehr zu setzen. Auch Abdoulaye beteiligte sich als Kind daran. Als er ungefähr zwölf Jahre alt war, überfiel die RUF sein Dorf. Seine Mutter wurde vor seinen Augen brutal ermordet und Abdoulaye wurde als Kindersoldat verschleppt. Nach relativ kurzer Zeit gelang ihm die Flucht zurück in sein Heimatdorf. Auslöser für seine Flucht aus Sierra Leone war die Bedrohung durch eine lokale Sekte, die ihn nach dem Tod seines Vaters gewaltsam initiieren wollte. Ein katholischer Geistlicher organisierte seine Flucht, als 16-Jähriger kam

er auf einem Schiff nach Deutschland. Er wurde in einer Unterkunft für Erwachsene untergebracht und lebte sehr isoliert in einer ländlichen Kleinstadt. Über ein Jahr lang wurde ihm der Schulbesuch verwehrt, stattdessen musste er gemeinnützige Arbeit verrichten. Über Landsleute bekam er Kontakt zu einer Beratungsstelle, die ihn aufgrund der psychischen Belastung unterstützte. So konnte auch der Schulbesuch durchgesetzt werden. Inzwischen besucht er die zehnte Klasse der Hauptschule. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, er hat eine Duldung und es läuft eine Klage gegen die drohende Abschiebung. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er gerade volljährig geworden.

Ein Jugendlicher berichtet, wie er die Zeit der Haft trotz der schlechten Bedingungen für seine weitere Entwicklung nutzen konnte, weil er Zugang zu Büchern hatte und von den Gesprächen älterer Gefangener profitieren konnte.

kleine bisschen Fähigkeit, das kleine bisschen Begabung, das wir haben, um etwas daraus zu machen.« (David, 18, Sierra Leone)

Drei Interviewpartner sind aus der Haft entkommen.

Die Flucht ist oft risikoreich. Ein Interviewpartner berichtet, dass ihn die Erinnerung daran verfolgt, wie er

in einem Sarg über die Landesgrenze geschmuggelt wurde.

»Als ich entkam, war ein härtester Moment, von Uganda in den Sudan rüberzufahren. (...) Kennen Sie diese Särge für die toten Menschen? (...) Ich habe in dem Sarg mehr als sechs Stunden verbracht (stockt, klingt entsetzt). (...) In Uganda sind Särge so, sie haben Glas, also dass wenn jemand tot ist, du einen Blick auf ihn werfen kannst. Also, das ist das, was ich benutzte, um zu atmen, sechs Stunden lang. (...) Ich bin fast gestorben in diesem Sarg, und da ist nicht ein Tag, der vorbeigeht, an dem ich nicht diese Erinnerungen bekomme.« (Salomon, 24, Uganda)

- **Rettung durch eine Hilfsorganisation**

Ein Interviewpartner berichtet, dass er von Mitarbeitern einer Hilfsorganisation aufgegriffen wurde, als er nach einer verlorenen Schlacht alleine zwischen Leichen in einem zerstörten Dorf ausharrte.

»Ich wurde nur einfach von dieser Hilfsorganisation gerettet. (...) Die haben mir nur gesagt, dass es sich nicht lohnt, mich im Sudan in dem UN-Refugee-Camp zu lassen, weil das ist noch etwas bedrohlich, und auch wegen dem (...) was mit meinem Vater und meiner Familie vorgefallen ist. Einfach weg aus Afrika. (...) Mein Traum war, endlich bin ich unterwegs nach USA. (...) Die haben nur einfach gesagt, ja, die werden mich für eine lange Reise vorbereiten. (...) Wenn ich da bin, wo ich endlich sein sollte, werde ich Leute finden, (...) die werden sich um mich kümmern, um zu sehen, dass ich wieder zurecht mit meinem Leben kommen kann, dass ich auch irgendwie die Träume meiner Eltern also erfüllen kann. (...) Ich soll mir keine Sorgen machen, ich soll mir auch keine Hintergedanken machen, ich soll nur einfach in das Schiff

reingehen und nur machen, was der Begleiter mir erzählt. Auf einer Seite habe ich mir Sorgen gemacht, dass, (...) wie wir während des Krieges gehört haben, viele von uns Jugendlichen einfach nur als Sklaven verkauft wurden. Wir suchen einfach nach Rettung, ein neues Leben anzufangen und viele wurden einfach verkauft zur Sklaverei. Da habe ich mir gesagt, okay, egal ob ich verkauft werde oder nicht, nur weg von diesem Tod-Gefühl. Also, ich möchte ja nicht sterben, ich wäre lieber einfach woanders, wo ich die Chance habe zum Leben, als im Sudan zu bleiben und dann meine Tage zu zählen.« (Peter, 22, Sudan)

4.1.6 Flucht nach Europa

- **Fluchtauslöser**

Die Mehrzahl der Interviewpartner ist sofort nach ihrer Entlassung oder Flucht aus der bewaffneten Gruppe bzw. der Haft ins Ausland geflohen, um sich vor drohender Verfolgung in Sicherheit zu bringen. Ein Drittel hingegen hat noch eine Weile unter schwierigen Bedingungen im Heimatland oder der Region gelebt, bis weitere Fluchtauslöser hinzukamen.

Ein Interviewpartner, der sich nach seiner Flucht aus dem Militärcamp nicht mehr in seinem Heimatdorf aufhalten konnte, wurde von Kirchenleuten in die Hauptstadt Kinshasa geschickt in der Hoffnung, er könne dort in einem Waisenhaus unterkommen, was sich als falsch herausstellte. Er berichtet, dass er sich eine Weile in der Stadt durchgeschlagen habe, die Situation aber als bedrohlich und perspektivlos erlebt habe. Schließlich wird er aufgrund seines inständigen Flehens von Kirchenleuten ins Ausland gebracht.

»In Kinshasa, als ich in diesem Waisenhaus angekommen bin, war es wirklich seltsam. Also, kein Platz zum Schlafen, das war ein Zentrum, wo

die Leute sagten: Ihr Straßenkinder, ihr kommt, um euch etwas zu essen zu holen, morgens, mittags und abends. Wenn ihr etwas gegessen habt, geht ihr wieder. Weil es überhaupt keinen Platz gab, wo ihr hättet unterkommen können. Wenn ich mir morgens etwas zum Essen geholt habe, bleibe ich immer an dem Ort, ich kenne die Hauptstadt gar nicht. Ich bin immer herumgelaufen, (...) ich sehe Leute vorbeilaufen, hierhin, dorthin. Wenn ich sehe, es ist zwölf Uhr, gehe ich, ich nehme mir mein Essen. Ich sage ihnen, ich habe keinen Ort zum Schlafen, wenn Sie mir irgendeinen Ort finden können. (...) Die totale Unsicherheit, das war ein Grund für mich zu gehen. (...) Wenn ich da einen Ort gehabt hätte, wo man gesagt hätte, wir passen auf dich auf, du wirst zur Schule gehen, dann hätte ich nicht den Kongo verlassen müssen.« (Jean, 16, Kongo)

Einige Interviewpartner berichten, dass sie in ihrem Herkunftsland Angst hatten, als ehemalige Rebellen der Rache der Bevölkerung ausgesetzt zu sein, sie berichten von Morden an ehemaligen Rebellen.

»Es war so schwierig für die Rebellen, weil alle dich anstarren. Bei jeder Bewegung, die du machst, starren sie dich an. Und wir fühlen uns schuldig in jeder Sekunde. (...) Du hattest sehr viel Glück wenn du einem Ausländer begegnet bist. Wenn du irgendwas willst, wird er oder sie es dir geben. Aber wenn du jemanden von deiner Farbe oder jemanden aus deinem eigenen Land begegnest, dann hast du ein großes Problem. (...) Dann bist du am Ende. Sie hatten in ihrem Kopf, wenn du diese Leute siehst, töte sie, diese Rebellen verdienen es nicht zu leben. Wahrscheinlich, wenn ein neuer Krieg in diesem Land wieder ausbrechen sollte, werden sie diejenigen sein, die ihn wieder beginnen. Weil sie die Erfahrung haben. Und sie haben immer noch dieses Töten und alles in sich. Also haben sie immer noch

diesen *tiefen* Hass, *tief*, untergründig. Ich würde ihnen auch keinen Vorwurf machen. (...) Weil es nicht leicht ist, nur einen Bruder zu verlieren oder nur eine Schwester zu verlieren, im Vergleich dazu, wenn du die ganze Familie verlierst. Ich mache ihnen nicht wirklich einen Vorwurf. Vielleicht hat jemand, der mich heute hasst, gesehen, was ich getan habe. (...) Wir wurden nur benutzt, weil wir nicht wussten, was passierte. Warum dieses Töten stattfand, das wussten wir nicht. Wir wurden nur benutzt wie Laborratten. (...) Nur benutzt, nur zum Spaß, und nach dem Gebrauch überlassen sie uns unserem Schicksal. Dann lassen sie uns fallen und überlassen uns dem Hass der Gemeinschaft. Dem Hass der Öffentlichkeit. Manchmal kommen sie in der Nacht und holen jemanden. Die Person kommt nicht zurück. Das fing an in dem Displacement Camp. Sie kommen einfach und holen jemanden, er kommt nicht zurück. (...) Am nächsten Morgen findest du jemanden, der einfach ermordet wurde und den Weg entlang geschleift. Und du weißt, der Junge oder sie ist aus dem Displacement Camp.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Die Interviewpartner, die nach dem Ende ihres Einsatzes im Land geblieben waren, berichten teilweise von konkreten Bedrohungssituationen, die Fluchtauslöser waren.

»Ich war in Sierra Leone, da habe ich in einem Garten für einen Mann gearbeitet. Ich war da, verbunden mit der Hoffnung, dass ich irgendwann mal vielleicht ein Familienmitglied finden kann. Ich war da und da laufen zwei Jungs vorbei und die zeigen mit dem Finger zu mir. Ich wusste gar nicht, was sie gemeint haben. (...) Plötzlich kommen diese zwei Jungs noch mal zu mir, sagen: Du Bastard, es ist jetzt Zeit für uns zu rächen, was ihr uns angetan habt, jetzt ist unsere Zeit zurückzugeben. Sie wollten mich mit Holz schlagen, und ich bin abgehauen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

• **Fluchtorganisation**

Die Berichte der Interviewpartner widersprechen deutlich dem häufig von Politik und Medien gezeichneten Bild krimineller Schlepperbanden, die ihre Opfer aus Profitgier mit skrupellosen Methoden nach Europa verschleppen.

»Wenn ich heute drüber nachdenke, ich sehe Menschen, die alles riskieren, um Menschenleben zu retten, und Menschen einen neuen Anfang zu geben, ohne zu wissen, ob die uns irgendwann mal wiedersehen werden oder nicht. Die haben kein Interesse, uns wiederzusehen, aber die glauben, dass irgendwann mal werden wir nicht vergessen, dass ich gerettet wurde und mir wurde geholfen. Einfach ein neues Leben anzufangen, das war das Gefühl, das die uns immer gezeigt haben.« (Peter, 22, Sudan)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er nach dem Krieg von Verwandten in einem Displacement Camp gefunden wurde, die seine Ausreise zu seinem Vater nach Deutschland organisierten. Alle anderen entschieden sich zur Flucht, weil sie sonst keine Überlebenschance für sich sahen. Dabei wählten sie Deutschland nicht bewusst als Fluchtziel. Sie ergriffen die sich bietenden Fluchtmöglichkeiten, die meist alternativlos waren, und wussten häufig bis zu ihrer Ankunft nicht einmal, wohin ihre Reise sie führt.

»Ich wusste nicht, dass ich nach Deutschland kommen würde, ich kannte Deutschland nicht, ich kannte keinen Ort, ich wollte nur entkommen. Wenn ich entkomme, dann würde ich vielleicht wenigstens zur Ruhe kommen.« (Kate, 25, Uganda)

»Ich wusste gar nicht, wo ich hingehge, ich wusste gar nicht, ob es irgendwie ein weißes Land ist.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Unter den Interviewpartnern gibt es drei Formen der Fluchtorganisation: Entweder sie beauftragten die Fluchthelfer mit eigenen finanziellen Mitteln, Freunde ihrer Eltern oder Verwandte organisierten und finanzierten die Flucht für sie oder aber sie wurden unentgeltlich von humanitären, meist kirchlichen Organisationen oder Einzelpersonen wie Pfarrern aus dem Land gebracht und gerettet.

Eine Interviewpartnerin finanzierte ihre Flucht mit Geld, das sie dem Soldaten stahl, der sie gefangen hielt. Drei Interviewpartner berichten, sie hätten Geld oder Diamanten aus ihrer Zeit als Kindersoldaten gehabt, mit denen sie ihre Flucht finanziert hätten.

»Die einzige Sache, die bei mir war, war dieser Diamant, den habe ich immer in meiner Hose versteckt. Ich habe nachgefragt, wo die Leute Diamanten verkaufen. Und ich war bei einem Mann, ich habe ihm diesen Diamanten gezeigt. Er war überrascht, er hat mich gefragt, wo ich diesen Diamanten herhabe. Danach habe ich ihm alles erzählt. Er hat gesagt, ich soll mir keine Sorgen machen, er wird mir auf jeden Fall helfen, er bringt mich irgendwo hin zu jemandem oder zu seinen Verwandten, er wird einfach alles für mich tun, was ich haben will. Ich war bei ihm zu Hause, ich glaube, zwei Wochen, ich weiß nicht mehr genau, dann sind wir nach Freetown gefahren. (...) Eines Tages hat er einen Mann gebracht, der uns fotografiert hat. Und eines Tages ist er einfach zu mir gekommen und hat gesagt, ich soll meine Sachen packen, ich sollte jetzt gehen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

»Wissen Sie, aus der Zeit, als ich in Freetown zur Schule gegangen bin, habe ich Freunde da. Also treffe ich einen meiner Freunde. Ich sagte ihm, ich habe ein sehr großes Problem. Er sagt: Was ist dein Problem? Ich sagte: Weißt du, dieser Kampf. Dieser Kampf, sie sind in mein Dorf gekommen, sie

haben mich entführt. Und ich kämpfe zusammen mit diesen Leuten. Ich sage: Im Moment, weiß ich, mein Leben ist in Gefahr. Ich kann hier nicht bleiben. (...) Weil ich weiß, mein Leben steht zur Disposition, jederzeit kann ich getötet werden, einfach weil ich Schlechtes tat. (...) Eine Person kann dich wiedererkennen, aber du kannst diese Person nicht wiedererkennen. Also sagt er: Ah, also was können wir tun? Er sagt: Hast du Geld? (...) Ich sage: Ich habe bis zu 3.000 Dollar. (...) Er sagt: Nun, das Einzige, was ich tun kann ist, einen von meinen Onkeln fragen, der im Hafen arbeitet. (...) Der Mann sagte, er kann helfen, (...) wenn ich Geld habe. Mir geht es um mein Leben und nicht das Geld. (...) Ich sage, okay, ich sage, das Geld ist kein Problem. (...) Also war ich bei ihm zu Hause, ungefähr eine Woche lang. Er hat alles arrangiert. Aber eines Nachts kommt er und sagt, ich soll ihm folgen. Dann bin ich ihm gefolgt. Er brachte mich in dem Schiff unter. Er sagt: Du musst mit diesem Schiff fahren. Wo auch immer sie dich rauslassen, kannst du deinen Weg finden. Dann war ich da. Ich weiß noch nicht einmal, ob es hier in Deutschland ist, wo ich rausgekommen bin.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

Vier Interviewpartner berichten, sie hätten für die Flucht nichts bezahlt, weil Hilfsorganisationen oder Kirchenmitarbeiter sie organisiert hätten. Zwei von ihnen berichten, Priester hätten sie aus dem Land gebracht.

»Es gab einen Priester dort, der mir sagte: Du kannst nur das Land verlassen. Er reist aus dem Land. Als ich ihm sage, ich bin der Neffe eines Priesters, der gestorben ist, sagt er mir: Ich kenne ihn, das ist auch ein Kollege, aber ich kann dir helfen, dich von hier wegzubringen, aber das wird ein bisschen schwierig werden, weil du keine Papiere hast, du bist noch ein Kind, ich weiß nicht, wo du da hingehen kannst, wo du leben kannst, ich weiß nicht. Ich

sage: Die Entscheidung liegt bei Ihnen, wenn Sie einen Platz zum Schlafen für mich finden, oder einen Platz, wo es mir besser gehen wird für die Zukunft, das wäre schön. (...) Ich wäre gerne an einem Platz, der wenigstens sicher ist, weil ich hier in Unsicherheit bin. Er sagt mir: Gut, ich will dir immer noch helfen. Und ich bin dageblieben. Er musste aus Kinshasa ins Ausland reisen, um da seine Pilgerfahrt zu machen, ich weiß nicht, in welches Land. Er sagt mir: Wir werden abreisen, so Gott will. (...) Weil du keine Papiere hast, nehme ich dich unter meiner Kontrolle mit. (...) Er sagt den Leuten immer, dass er zu mir gehört: Lasst ihn bei mir. Und plötzlich habe ich mich da wiedergefunden, ich sehe Flugzeuge. Er sagt: Hab keine Angst. Ich weiß, dass du Angst hast, oder besser, dass du nicht weißt, wo wir sein werden, habe keine Angst. Es wird dir immer gut gehen und deine Zukunft wird immer gut sein.« (Jean, 16, Kongo)

und wo er auf eine hilfsbereite Besatzung stieß.

»Ich wusste nicht, dass ich hierher kommen würde, aber ich rannte um mein Leben, und ich habe einfach einen Weg gefunden, um mich selbst außer Sicht zu bringen in diesem Moment. Unglücklicherweise hat die Reise, die ich angetreten habe, mich hierher gebracht und dauerte ungefähr zwei Wochen. Auf einem Schiff, nur da sitzend. (...) Weil ich dachte, es würde nur eine kurze Reise, nur ins Nachbarland und dann würde ich rauskommen. Aber es war so hart. (...) Wegen des Hungers bin ich herausgekommen und habe dann versucht, mich zu ergeben. (...) Dann hat mich jemand zufällig gefunden. Es war eine schreckliche Erfahrung mit der Kälte, obwohl ich später gerettet wurde und eine Decke bekam. Mit dem donnernden Geräusch der Wellen, das du hörst. Aber am Ende, Gott sei Dank, habe ich es geschafft. (...) Ich

Fallbeispiel 9

Tom K., 18, stammt aus Sierra Leone. Als er acht Jahre alt war, wurden seine Eltern bei einem Angriff der RUF ermordet. Er schloss sich daraufhin der Gruppe der »Kamajos« an, die gegen die RUF kämpfte und war über einen längeren Zeitraum an bewaffneten Kämpfen beteiligt sowie als Leibwächter für einen Kommandanten aktiv. Aufgrund der Gewalt innerhalb der bewaffneten Gruppe entschloss er sich zur Flucht ins Nachbarland Guinea. Dort fühlte

er sich weiterhin bedroht und entschloss sich, durch den Verkauf eines Diamanten seine Flucht nach Europa zu finanzieren. Als 14-Jähriger brachte ihn ein Fluchthelfer im Flugzeug nach Deutschland. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, vor Gericht wurden ihm Abschiebehindernisse aus humanitären Gründen zugesprochen. Inzwischen ist er volljährig und hat eine Aufenthalts-erlaubnis bekommen.

Die Interviewpartner sind entweder versteckt in Schiffen oder als Begleitung Flugreisender, die im Besitz der notwendigen Dokumente waren, nach Deutschland gekommen. Ein Interviewpartner berichtet, dass er sich als blinder Passagier in den Laderaum eines Schiffes schmuggelte, von dem er nicht wusste, wohin es fahren würde,

wusste nicht, dass ich nach Deutschland komme, ich wusste den richtigen Ort nicht, sogar dann, unglücklicherweise, als ich in Deutschland war, wusste ich nicht einmal, dass ich in Deutschland war. (...) Ich kam in Kontakt mit den Leuten auf dem Schiff. (...) Der Kapitän sagte, nun, es ist eine bizarre Idee und unglücklicherweise bin ich hier, also,

lasst uns sehen, wo wir hinfahren. (...) Ich konnte keine weiteren Fragen stellen. (...) Da war ein Afrikaner, der mir Gesellschaft leistete. (...) Manchmal, abends, rufen sie mich, dass ich komme und bei ihnen bin. (...) Damit ich mich frei fühle.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er nach England wollte und versehentlich in Deutschland landete.

»Aus dem Gefängnis bin ich einfach in den Sudan gegangen. Im Sudan war ich fast zwei Monate. Ich habe da Familie, (...) ein Neffe. Er hat mir geholfen, mir sehr viel Geld geliehen. Und von Sudan bin ich nach Paris gekommen. In Paris war ich so acht, neun Tage. Ich wollte nach England gehen. Dann bin ich einfach mit dem falschen LKW nach Deutschland gekommen. (...) Der Fahrer hat Polizei angerufen, Polizei ist gekommen. Dann war ich zwölf Stunden im Gefängnis. (...) Ich habe gesagt: (...) Ich möchte nicht nach Deutschland. Ich möchte woanders hingehen. Ich habe Papiere. (...) Ich habe Bekannte hier, ich habe gehört, dass es hier ein bisschen schwierig ist. Ja, das habe ich der Polizei gesagt. Die hat mir gesagt, ich muss hier bleiben.« (Belay, 27, Eritrea)

4.2 Situation in Deutschland

4.2.1 Ankunft in Deutschland

• Die Ankunft

»Es war eine Art andere Welt.«

Die Interviewpartner schildern ihre Ankunft in einer völlig fremden Welt. Viele berichten, dass ihnen auch nach ihrer Ankunft noch nicht klar war, wo sie sich befinden.

»All die Orte, an denen wir gelandet sind, waren so fremd (strange) und so so gut organisiert und fortgeschritten für mein Denken, für mein Verständnis.

Alles war so *komplex*. Jeder war so in Eile. (...) Es war, als ob alles total geordnet wäre (totally in order). Ich habe ihn (den Fluchthelfer, D. Z.) fast verloren während ich mich umgesehen habe. Ich wollte Zeit verbringen, um meine Augen zu füttern (I wanted to pass time to feed my eyes). Es war so fein. Es war wie, Mann, es gibt eine Welt irgendwo. Du verbringst die Zeit damit zu schauen und zu schauen. (...) *Alle* Worte, auf die ich getroffen bin, an allen Bahnhöfen, an denen wir angehalten haben, ich konnte *keines* lesen. (...) Leute, die ich gesehen habe, die Art, wie sie Leute bedienen, die Art, wie *er* kommuniziert. Wissen Sie, es war *so anders*. Es war eine Art andere Welt, zivilisierter Himmel auf Erden, ich konnte nicht das richtige Adjektiv sehen, um diesen sehr speziellen Tag zu qualifizieren, an dem ich aus dem Land herausgetreten bin (...).« (Steve, 18, Sierra Leone)

Mehrere Interviewpartner berichten, dass der Fluchthelfer sie aus dem Flughafen heraus begleitet und dann irgendwo stehen oder sitzen gelassen habe. Nach längerem Warten sei ihnen klar geworden, dass er nicht mehr zurückkommen werde.

»Als wir da waren, kam ich mit ihm raus aus dem Flughafen, aber gleich nachdem wir rausgekommen waren, erzählte er mir, er hätte etwas vergessen. (...) Ich wartete draußen auf ihn. Ich wartete eine Stunde, zwei, drei Stunden. Und er kam nie zurück. (...) Also bin ich zurückgegangen, um ihn zu suchen, aber ich habe ihn nie getroffen, ich habe ihn nie gesehen. Bis jetzt.« (Salomon, 24, Uganda)

• Erste Kontakte, informelle Netzwerke

»Wenn du Hilfe brauchst, musst du einen schwarzen Bruder finden.«

Alle Interviewpartner berichten, sie hätten sich nach ihrer Ankunft hilfe-

suchend an afrikanisch aussehende Menschen gewandt, die sie dann unterstützt hätten.

»Ich kannte die Gegend gar nicht, ich habe die ganze Zeit die Leute gesehen, weiße Haut, aus meiner Kindheit kannte ich keine Weißen. (...) Ich war mit ihm (dem Priester, D. Z.) nach draußen gegangen, (...) er setzt mich in einen Zug. Er sagt mir: Da, wo der hält, (...) gibt es Leute, die du finden wirst, es gibt Schwarze, das sind viele. Die fragst du, es gibt Leute, die Französisch verstehen, sie werden dich zu Häusern bringen, wo man sich gut um Waisen kümmert. Ich setze meine Reise fort, viel Glück im Leben, dass der Herr auf dich aufpasst, dass Gott dich schütze. (...) Da habe ich mich von dem Herrn getrennt, er hat seine Reise fortgesetzt, ich bin in den Zug eingestiegen, hier angekommen. (...) Es waren zwei Tage, ich habe draußen geschlafen, ich habe den Ort kennengelernt, Hauptbahnhof. Dann habe ich ein Mädchen gesehen und sie gefragt, ob sie mir helfen kann. Sie sagt, sie spricht Französisch. Sie fragt mich: Woher bist du? Ich sage: Ich bin verlassen, ich bin ein Straßenkind, ich habe keine Familie. (...). Wenn du mir helfen kannst, ich komme aus dem Kongo. Sie sagt mir: Ich auch, ich bin auch Kongolesin, und ich werde dir helfen, ich kenne einen Ort, wo ich dich hinbringen werde.« (Jean, 16, Kongo)

»Ich versuchte, jemanden zu finden, der Englisch spricht. Da waren einige afrikanische Familien, die waren da, wo sie warten auf Leute, die ankommen. Ich versuchte, mit ihnen zu sprechen. Tatsächlich waren sie keine Afrikaner, sie waren Jamaikaner, und sie sprachen Englisch. (...) Ich versuchte, ihnen mein Problem zu erklären, weil ich so wie gestrandet war, ich wusste nicht, was als nächstes zu tun, wohin zu gehen. Sie erzählten mir, dass sie zu einer anderen Stadt in der Nähe von (Großstadt) fahren würden,

die (Stadt) heißt, und sie meinten, ich könne mit ihnen fahren und da ist ein Flüchtlingslager, da kann ich hingehen und ich bekomme Hilfe.« (Salomon, 24, Uganda)

Fallbeispiel 10

Rose P., 19, stammt aus Uganda. Als Zwölfjährige wurde sie von Rebellen verschleppt, ihre Familie wurde ermordet. Sie wurde fünf Jahre lang gefangen gehalten. Als 17-Jährige gelang ihr die Flucht. Als sie nach Deutschland kam, war sie schwanger. Sie erhielt Abschiebeschutz aus humanitären Gründen und hat eine Aufenthaltserlaubnis. Aufgrund der schweren Traumatisierung ist sie in therapeutischer Behandlung. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 19 Jahre alt, lebt mit ihren Kindern in einer eigenen Wohnung und besucht einen Integrationskurs.

»Zum Glück lief ich einem schwarzen Mann über den Weg, (...), ich war in der Lage, zu meiner Rettung zu kommen. Da habe ich gelernt, dass, wenn du Hilfe brauchst als Afrikaner, musst du einen schwarzen Bruder finden. Weil nur ein schwarzer Mann weiß, was ein anderer schwarzer Mann durchmacht. Also versucht er, mir zu helfen. Er sagte, es ist okay, du bist willkommen, und du bist jetzt in Deutschland. (...) Er sagte, das ist Europa, und er dirigierte mich zum Bundesamt.« (David, 19, Sierra Leone)

4.2.2 Asylverfahren und Aufenthalt

• Aufnahme und Zuweisung

Einige Interviewpartner schildern, wie sie die Prozedur des Asylverfahrens erlebt haben. Sie meldeten sich bei der Ausländerbehörde oder einer Außen-

stelle des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge an ihrem Ankunftsort. Sie erhielten meist eine Fahrkarte und mussten sich in eine zentrale Erstaufnahmeeinrichtung in dem Bundesamt begeben, dem sie zugewiesen wurden. Dort wird in dem meisten Fällen die Anhörung zum Asylantrag durchgeführt. Nach einigen Wochen wurden sie dann ihrem Wohnort zugeteilt. Die erste Zeit in Deutschland ist mit für sie häufig undurchschaubaren Vorgehensweisen und schwierigen Ortswechseln verbunden, bei denen sie selbst nicht mitentscheiden konnten.

Eine Interviewpartnerin berichtet, dass trotz der Schwierigkeiten – der ungünstigen Unterbringung und der beängstigenden Zugfahrten alleine in einem fremden Land – die Erleichterung über die gelungene Flucht überwog.

»Da habe ich mich zuerst gemeldet, und danach habe ich einen Fahrplan bekommen, wohin ich gehen soll. Die erste Nacht war sehr schwer, wir haben so kleine Betten und so dünne Decke, obwohl das war für mich schön. Irgendwie neues Leben, alles von dem Stress und alles, was ich durchgemacht habe. Dann habe ich diesen Fahrplan gekriegt. Ich kannte nicht mal ein Wort Deutsch und musste nach (Großstadt) aus (Ankunftsort in anderem Bundesland). Da habe ich gedacht, wie komme ich jetzt da hin, wo ist das? Was soll ich denn sprechen? (...) Und dann habe ich eine Frau getroffen, am Bahnhof. Ich habe nur die ganze Zeit gezeigt, diesen Fahrplan. Die Frau ist mit mir gekommen bis nach (Großstadt), und ich habe eine S-Bahn genommen. Da war ein großes Schiff in (Großstadt), am (Fluss), ein sehr großes Schiff. Ich denke, das ist jetzt abgebaut worden. Da kamen die ganzen Flüchtlinge von überall, und es war sehr kalt – neues Leben, neue Leute, von überall, weißt du? (...) Es waren viele Leute auf dem Schiff, und die wurden alle nacheinander weggebracht.« (Grace, 25, Uganda)

• Anhörung für das Asylverfahren

»Sie stellten mir so viele seltsame Fragen.«

Einige Interviewpartner berichten, dass die Anhörung für das Asylverfahren und die damit verbundenen Prozeduren für sie unverständlich wirkten und beschreiben die Atmosphäre teilweise als unfreundlich.

»Ich wusste nie, worum es bei diesem Interviewzeug ging, was das Interview zu bieten hatte. Ich wusste nichts. (...) Das Interview dauerte, ich denke fast zweieinhalb Stunden. (...) Und der Mann, der mich interviewte, ging mir wirklich, wirklich auf die Nerven. (...) Er provozierte meinen Ärger mit einigen seltsamen Fragen, bei denen ich mich wunderte – wie kann ein normaler Mensch jemandem solche Fragen stellen. Aber ich hatte keine Wahl. Ich musste weitersprechen. Es kam die Zeit, in der ich nicht mehr sprechen wollte. (...) Ich sagte: Ich bin nicht unhöflich. Sie sind einfach unfair. Er sagte, es scheint, ich verstehe die Situation nicht, er macht seine Arbeit. Ich sagte: Was für eine Art von Arbeit machen Sie, indem Sie mir dumme Fragen stellen? (...) Weil es Fragen waren, an denen ich kein Interesse hatte. (...) Ich machte ihm Angaben, Angaben. Das Haus, in dem ich in Freetown gewohnt habe, welche Nummer hat es? Ich sagte: (...) Das Haus hat keine Nummer. Das ist das einzige (...) Flüchtlingshaus, das Kriegsoffer-Haus in Sierra Leone. Jeder kennt den Platz. Er sagt: Wie ist die Nummer von dem Haus? (...) Er versuchte, weiterzupressen, dass jedes Haus in Deutschland eine Nummer hat. (...) Ich sagte: Das ist Deutschland. Ich spreche darüber, wo ich lebe. Das ist die einzige Beschreibung, die ich Ihnen geben kann (ärgerlich). Wenn es eine Nummer hätte, würde ich Ihnen erzählen, dass es eine Nummer hat. Es hat keine Nummer. Sie stellten mir so viele seltsame Fragen.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Ein anderer Interviewpartner berichtet, wie verloren und ausgeliefert er sich als 15-Jähriger beim Bundesamt fühlte, welche Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und Familie ihn überkam.

»Also, die echte schlimme Phase meines Lebens war da in diesem Bundesamt. (...) Alles war nur Horror. (...) Die Menschen waren total unfreundlich, ja? Also, wir hatten einfach keinen Wert, wir Menschen da. (...) Keiner möchte dir zuhören, keiner möchte einfach wissen, wie es dir geht, kein Mensch. Alle interessieren sich nur für den Zettel, den du hast oder dir noch einen Zusatzzettel zu geben, den ich nie lesen kann. Alles war für mich wie: Was ist das denn? Und kein Mensch liest das, um dir das zu erklären; ich habe einfach nur Sehnsucht nach zu Hause. Nach meinem Vater, nach meiner Mutter, nach allem, was ich verloren habe. Das war eine Phase, wo ich war fertig.« (Peter, 22, Sudan)

Positiv hebt sich die Beschreibung einer Interviewpartnerin ab, die von Anfang an aufgrund ihrer psychischen Belastung psychosoziale Begleitung hatte.

»Dann haben die so einen Interviewer von dem Bundesamt (...), der hat mich interviewt, für drei Stunden. Ich hatte Glück, weil ich war sehr viel belastet von meiner Vorgeschichte, dass die (Sozialarbeiterin 1) mitkommen durfte. (...) Und die hat meine Hand gehalten durch das ganze Interview, und das war sehr, sehr große Unterstützung.« (Grace, 25, Uganda)

Während viele Interviewpartner betonen, wie belastend sie die Bedingungen des Asylverfahrens erlebt haben, schildert diese Interviewpartnerin die Haltung, dass angesichts der Rettung aus dem Herkunftsland alle Schwierigkeiten im Aufnahmeland zunächst zweitrangig sind.

»Die haben gesagt, da muss man lange warten, bis man Antwort kriegt,

und es ging nur ums *Leben*. Aber für mich, das war ein Glück, dass ich aus dem ganzen Schmerz, aus der ganzen Belastung, aus dem ganzen Kindheits-trauma *war*, also dieses schwere Leben auf dem Schiff, mit der Kälte, fünf Uhr aufstehen, wie im Knast, das war für mich gar nicht so *wichtig*. Ich sah das als *normal*. Weil ich freute mich dann.« (Grace, 25, Uganda)

• Altersfestsetzung

»Seit dem Tag habe ich versucht, dass sie mir wieder mein Alter zurückgeben.«

Vier der zehn minderjährig eingereisten Interviewpartner berichten, dass ihr Geburtsdatum im Zuge des Asylverfahrens verändert wurde. Zwei wurden durch die Altersfestsetzung 16 und somit asylmündig, zwei sollten volljährig gemacht werden. Alle schildern, dass ihnen nichts erklärt wurde, dass sie es als unverständlich und beängstigend erlebt haben, dass ihre Angaben geändert wurden und dass sie ihre Machtlosigkeit als sehr belastend empfunden haben.

»Eines Tages haben sie mich noch mal eingeladen, ich sollte noch mal zum Bundesamt gehen, (...) und da haben sie mir diesen gelben Ausweis gegeben. Auf allen meinen Papieren, die ich erst mal bekommen habe, steht überall drauf 92. Und an dem Tag, wo ich dieses gelbe Papier bekommen habe, haben sie mir einfach ein Papier gegeben zum Unterschreiben. Ich wusste gar nicht, dass sie irgendwas da geändert haben mit dem Geburtsdatum. Als ich unterschrieben habe, sie haben sich gefreut, als ob ich denen irgendwas gegeben habe. Als ich rausgegangen bin, habe ich jemanden gefragt, der hat mir gesagt, ja, dass sie mein Geburtsdatum geändert haben, sie haben 89 da reingeschrieben. Er dachte, sie haben einen Fehler gemacht. (...) Ich weiß genau, wie ich da an dem Tag durcheinander war. Seit dem Tag habe

ich versucht, dass sie mir wieder mein Alter zurückgeben. Manchmal lassen sie mich rein, wenn ich hingehe, (...) manchmal lassen sie mich gar nicht reingehen. (...) Wir haben das lange hin und her gezogen, an dem Tag, wo sie mir diesen grünen Ausweis geben sollten. Und sie haben noch mal in dieses Papier 1989 reingeschrieben. Sie haben mir gesagt, ich soll unterschreiben. Ich hab gesagt, ich werd das nicht unterschreiben, dies ist nicht mein richtiges Alter. Der Mann hat angefangen mich anzuschreien, ich soll unterschreiben, ich hab gesagt: Nein, ich unterschreibe nicht, weil das ist nicht mein richtiges Alter ist. Und hat er die Sicherheitsmänner geholt, und sie sollten mich rausbringen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

»Das erste war mein Geburtsdatum, (...) ich gehe dann zu dem Mann da, dem Pförtner, sagt der, er kann nicht Englisch sprechen, sage ich aber: Wrong. Sagte der (klatscht in die Hände): Da war einfach nur Verzweiflung auf hohem – auf dem höchsten Maß (...) Ich hab doch mein Geburtsdatum so gegeben, (nennt Geburtsdatum) und dann kommt der Zettel wieder raus, hab ich dann gesehen, 1.1.1984. Und dann mein Geburtstag zum 1.1., obwohl ich bin (Geburtsdatum) geboren. Haben mir ein Jahr rübergeklaubt, dass ich bin schon 16 Jahre alt. (...) Das interessiert keinen. Sagt der: Nee. Darum bin ich auch zu dem Pförtner gegangen, weil da habe ich meine ausgefüllten Formulare abgegeben. Der Pförtner guckte und sagte, er hat keine Ahnung. Und dann versuche ich, jemanden einfach anzusprechen, sagte, Geburtsdatum nicht gut, (...) ich hab dieses nicht geschrieben, weil das, was ich geschrieben habe, wurde durchgestrichen und dann anderes eingetragen. Ich hatte Angst bekommen, ich wollte wissen, warum.« (Peter, 22, Sudan)

Häufig können Flüchtlinge ihr Geburtsdatum nicht belegen, da sie keine

Dokumente haben. Ein Interviewpartner, der von Verwandten wiedergefunden und nach Deutschland geschickt wurde, verfügte über einen Pass und eine Geburtsurkunde. Er berichtet, dass sein Alter trotzdem verändert werden sollte. Er konnte die geplante Altersänderung noch einmal abwenden, indem er darauf beharrte, dass die Dokumente berücksichtigt werden. Die Erfahrung führt zu Misstrauen gegenüber den Behörden.

»Von dort an habe ich begonnen, ein faules Spiel in dem System zu bemerken. Bevor ich zum Interview gegangen bin, hatte ich meine Dokumente ausgehändigt. (...) Als ich zu dem Büro gegangen bin, wo man mir meinen Ausweis hätte geben sollen, war das Alter, das in dem Papier eingetragen war, ein anderes (lacht bitter). (...) Sie sagte, das ist das System, es gibt nichts, was sie tun kann. Ich sagte: Das können Sie nicht einfach machen. Wo sind die Dokumente, die ich ausgehändigt habe? (...) Ich habe mein Geburtsdatum angegeben, meine Geburtsurkunde und meinen Pass, ich habe das einer Frau, die ich im Bundesamt getroffen habe, gegeben, die in dem Büro arbeitet, wo ich meine Fingerabdrücke abgegeben habe. (...) Sie insistierte, dass ich einfach unterschreiben muss. Ich sagte: Ich kann nicht. (...) Wenn ich auch nicht so gebildet bin, aber ich verstehe immer noch ein paar Dinge. Ich kann das nicht tun. Sie sagte dann ich solle eine Minute warten. Und genau dieses Dokument, über das ich gesprochen hatte, war vor ihr auf dem Tisch. In einem braunen Umschlag. Dann öffnete sie ihn, und sie holte es heraus. Holte es raus: Ist es das hier? Ich sagte: Ja. Dies sind die Papiere, über die ich gesprochen habe. Sie sagte: Okay. Sie hofft, es ist nicht gefälscht. Sie hofft, es ist nicht dieses, sie hofft, es ist nicht jenes. Sie hofft, es ist Original. (...) Dann holte sie ein neues Papier heraus und änderte es, brachte die Informationen unter, die sie auf dem Papier gefunden hatte.« (Steve, 18, Sierra Leone)

• Entscheidungen des Bundesamtes und Aufenthalt

»Sie sagten, mein Bericht war nicht politisch begründet. Aber für mich war es mehr als politisch.«

Drei der Interviewpartner waren zum Zeitpunkt des Interviews noch im Asylverfahren und bei einem Minderjährigen wurde noch kein Asylantrag gestellt. Zwei Interviewpartnern wurde vom Bundesamt Abschiebungsverbot aus humanitären Gründen zugesprochen und einem nach der Genfer Flüchtlingskonvention. Eine Interviewpartnerin erhielt Asyl nach Artikel 16a GG. Sie berichtet im Interview, wie sie den Bescheid erhielt.

»Dann habe ich einen Brief gekriegt von dem Bundesamt. Ich konnte kein Deutsch sprechen, ich war noch in der Hauptschule, ich spreche mit Händen und Füßen (...) und deshalb konnte ich den Brief nicht lesen. Und da stand Ihre Genehmigung blabla nach diesem Gesetz und so, aufgenommen werden und so, und ich sah den Brief und dann hab ich angefangen zu heulen. Da war ein Hausmeister in diesem Heim, aber der hat mich immer gehasst wegen der Waschmaschine. Ich durfte nicht viel waschen, du weißt, wie die Hausmeister sind. Und dann habe ich ihm den Brief gezeigt, weil das war wie meine Rettung, dieser Hausmeister, denn der war der einzige Deutsche im Haus. Die anderen, die können auch nichts sprechen. Meine Freunde sind weit weg, diese (Beraterin), die (Sozialpädagogin). Da hab ich ihm gezeigt in seinem Büro: Guck mal, was ist das? – Ja, du bist abgelehnt worden (Klatscht in die Hände). Sowieso, wie alle hier. Hast du mal gehört, dass hier jemand mit Papieren rausgeht? (zieht Luft ein) Ich habe geheult und die (Sozialpädagogin) und die (Sozialarbeiterin 1) angerufen (macht weinerliche Stimme nach): Ich muss schnell nach (Großstadt), ich weiß es nicht, ich bin abgelehnt worden, ich muss Anwalt suchen. Sie sagten: Ja,

komm schnell, komm. Und dann ging ich da hin mit meinem Brief, und was war drin? Du bist aufgenommen! Du hast Passport, du kriegst ein Visum, ein bis zwei Jahre Visum (enthusiastisch). Ich war bei einer Freundin, wir haben uns so umarmt, ich hab geschrien und geweint aus Freude, weil ich wusste, wie viele Leute die jeden Tag wieder nach Hause gingen. (...) Das war ein breakthrough, Durchbruch.« (Grace, 25, Uganda)

Bei sieben Interviewpartnern lehnte das Bundesamt den Asylantrag ab, oft mit der Begründung, dass es sich nicht um politische Verfolgung handle.

»Ich wurde abgelehnt, sie sagten, mein Bericht war nicht politisch begründet. Aber für mich war es mehr als politisch. Weil politische Leute, Leute in der Politik, (...) Regierungen werden einfach übernommen, und diese Leute beginnen zu leiden, bis die Regierung weg ist. Aber es gibt einige andere Leute, die von Anfang an leiden, manchmal bis zum Ende. (...) Sie sollten es auch berücksichtigen. (...) Bei mir war es nicht die Regierung, die mich gesucht hat. Aber es war (leise) schrecklich für mich.« (Kate, 25, Uganda)

Ein Interviewpartner hatte bei der Anhörung aus Angst und Scham verschwiegen, dass er als Zwölfjähriger verschleppt und gezwungen wurde, an Überfällen auf Dörfer und am bewaffneten Kampf mitzuwirken. Er behauptete stattdessen, lediglich als Lastenträger eingesetzt worden zu sein. Er berichtet, dass sein Asylantrag abgelehnt wurde, und er davon bei einem Termin bei der Ausländerbehörde erfuhr.

»So nach ungefähr einem Jahr erfahre ich, es war eine Ablehnung. Ich weiß nicht, warum, ich weiß es noch nicht einmal. Einmal habe ich meinen Ausweis verloren. Also bin ich hingegangen und habe das gemeldet. Und

dann hat mir die Ausländerbehörde gesagt, dass mein Asyl abgeschlossen ist, in zwei Wochen musst du das Land verlassen. (...) Als diese Frau mir diesen Brief gegeben hat, bin ich fast gestorben in dem Moment. Ich bin fast gestorben. Weil, ich war in einem Bus, ich wusste nicht mal, wer ich bin. Ich habe gedacht: Ah, was ist passiert? Leute haben mir gesagt, ich hätte erst eine Ablehnung bekommen müssen, bevor irgendwas ist, und ich habe keine Ablehnung zu sehen bekommen. Also hat mir jemand geraten, dass ich einen Anwalt suchen muss. (...) Mein Anwalt hat einen Antrag gestellt. (...) Zuerst hat mein Anwalt mir gesagt: Dein Fall ist kein politisches Asyl. (...) Ich weiß nicht, was politisch ist, was nicht politisch ist, ich weiß nicht, was Asyl ist.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

schutz zugesprochen. Sie erhielten dabei Unterstützung von Beratungsstellen und Psychosozialen Zentren.

»Es war nicht einfach, weil ich abgelehnt worden bin, zwei Mal, drei Mal? (...) Meine Krankheit verschlechterte sich immer mehr. Und auch die Ablehnung. Also ging ich zu Frau (Therapeutin) (...) Ich hatte auch diese Traurigkeit, weil ich jedes Mal abgelehnt wurde. (...) Frau (Therapeutin) hat viel für mich getan. (...) Sie sagte, dass ich nicht zurückgehen sollte, weil ich keine Familie habe, und ich habe diese fortschreitende Erkrankung. Ich habe die Kinder. Sie sagte, wenigstens sollten sie mir helfen und mir Aufenthalt geben, so dass ich behandelt werde und vielleicht ein anderes Leben versuche hier. (...) Ich war so glücklich. Weil ich nie

Abschiebung«. Bei einem Jugendlichen läuft das Klageverfahren noch, ein anderer hat zum Zeitpunkt des Interviews gerade eine Abschiebungsandrohung erhalten. Er berichtet, dass er mehrere Jahre mit der Duldung lebte in der Hoffnung, dass er bleiben könne.

»Vielleicht, habe ich gedacht, diese Leute wissen, dass ich in großer Bedrohung bin. Weil ich im Krieg gewesen bin. Ich habe viele schreckliche Dinge getan, ihnen sollte klar sein, dass ich nicht zurück in dieses Land gehen kann. Mein Leben ist in Gefahr. Also denke ich, dass diese Leute mich nicht zurückschicken werden. Nachdem sie mir erlaubt haben zu arbeiten, geben sie mir sogar einen Ausweis, dass ich alles machen kann – ich kann überall arbeiten, jederzeit. Also habe ich mit meiner Arbeit angefangen. Es ist ein Jahr Vollzeitarbeit. Dann haben sie mir geschrieben, dass ich zu meiner Botschaft muss. (...) Warum soll ich zu noch einer Identifizierung gehen? Ich bin doch schon als Sierra Leoner identifiziert. Aber sie haben mir gesagt, dass ich da hingehen muss. Also bin ich hingegangen, sie haben mich identifiziert. Nach zwei Wochen (...) haben sie mir einen Brief geschrieben, dass ich freiwillig hingehen und ihnen sagen soll, dass ich zurückgehen möchte, von jetzt ab bis zum, so steht es im Brief, von jetzt bis zum 15. Januar. Wenn nicht, werden sie mich abschieben.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

Fallbeispiel 11

Grace C., 25, stammt aus Uganda. Sie informierte die Interviewerin über ihre Erfahrungen der Entführung, als Kindersoldatin und in der Haft, aber möchte nicht, dass diese hier veröffentlicht werden. Ein Soldat, der ihre Eltern gekannt hatte, verhalf ihr zur Flucht. Kurz nach ihrem 18. Geburtstag kam sie mit dem Flugzeug nach Deutschland. Da sie von Anfang an viel professionelle und ehrenamtliche Unterstützung hatte, konnte sie

die Schule besuchen, ihren Realschulabschluss machen und wird bald eine qualifizierte Ausbildung abschließen. Auch jahrelange traumatherapeutische Behandlung trug dazu bei, dass sie sich weitgehend stabilisieren konnte. Fast zwei Jahre nach dem Asylantrag wurde ihr Asyl nach Artikel 16a GG zugesprochen. Inzwischen hat sie eine Niederlassungserlaubnis und möchte bald die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen.

Bei einem Interviewpartner wurde die Ablehnung des Bundesamtes auf Intervention eines Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge und Folteropfer revidiert und Abschiebehindernisse aus humanitären Gründen zugesprochen. Die übrigen sechs Interviewpartner klagten vor Gericht gegen die Ablehnung. Bei einem Interviewpartner läuft das Gerichtsverfahren noch, die Klage eines weiteren wurde negativ beschieden. Vier Interviewpartnern wurde vom Gericht Abschiebungs-

daran gedacht habe. Jedes Mal war es Ablehnung, Ablehnung. (...) Als Frau (Therapeutin) sagte, dass wir wieder dagegen klagen müssen, sagte ich: Oh, vielleicht versuchen Sie es. Aber ich in mir drin, ich dachte, ach, sie werden es auch dieses Mal ablehnen, auch dieses Mal. Aber ich danke Gott, sie akzeptieren.« (Kate, 25, Uganda)

Zwei der Interviewpartner, deren Asylantrag abgelehnt wurde, haben noch eine »Duldung zur Aussetzung der

Sieben Interviewpartner haben inzwischen eine Aufenthaltserlaubnis, die auf mehrere Monate bis zu zwei Jahren befristet ist. Zwei Interviewpartner verfügen inzwischen über eine unbefristete Niederlassungserlaubnis. Eine Interviewpartnerin berichtet, wie froh sie über ihre langfristigen Perspektiven in Deutschland ist.

»Heute bin ich da und sehr, sehr glücklich. Seit Januar habe ich eine unbefristete Erlaubnis in meinem Pass. Ich habe alle Papiere für einen Antrag

für einen deutschen Pass. Was für ein Traum. Ja, ich muss nur ein paar Sachen zusammenstellen, und wenn ich Zeit hab, dann mache ich das, das dauert vier bis sechs Monate, dann kriege ich einen deutschen Pass.« (Grace, 25, Uganda)

4.2.3 Unterbringung und Betreuung

• Erstaufnahmeeinrichtung

»Sie haben mich dahin gebracht, wo die Erwachsenen sind.«

Lediglich einer der Interviewpartner wurde sofort nach seiner Ankunft in einer Jugendhilfeeinrichtung aufgenommen. Die anderen Minderjährigen und die Volljährigen wurden zunächst in großen zentralen Erstaufnahmeeinrichtungen der Bundesländer untergebracht, wo sie Mehrbettzimmer mit Erwachsenen teilten.

»Sie haben mich da hingebacht, wo die Erwachsenen sind. (...) Hat keiner sich um mich gekümmert. Ich kann einfach nicht in der Nacht schlafen, ich kriege diese schlechten Träume, Alptraum, ich träum die ganze Nacht schlecht und in dem Raum, wo sie mich untergebracht haben, fangen die Leute in dem Moment, wo ich ein bisschen schlafen kann, an, laut zu werden, kann ich einfach nicht schlafen. (...) In meinem Zimmer sind sechs Betten, aber wir wohnen zurzeit zu viert in einem Raum.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner beschreibt, wie er als 15-Jähriger in der Erstaufnahmeeinrichtung eine gewisse Unterstützung von einem erwachsenen Zimmernachbarn erfuhr, andererseits durch seine Sehnsucht nach Geborgenheit auch anfällig dafür war, ausgenutzt zu werden.

»Ich versuche immer wieder, Anschluss oder Kontakt zu finden. Dann habe

ich zum Glück einen älteren Mann getroffen, wenn ich nicht übertreiben darf, der ist schon fast im Alter von meinem Vater. (...) Ich sah ihn als meinen Vater oder so (lacht). Er hat mir immer Befehle gegeben. Ich muss immer unsere Ecke sauber machen, ich muss immer seinen Schrank sortieren, ich muss immer nach dem Essen das Ganze aufräumen. Er kocht, aber ich muss auch ihm helfen beim Kochen. Wenn er fertig ist, muss ich alles ordentlich in den Schrank bringen, spülen. Aber ich war zufrieden. Ich habe mir gesagt, wenn mein Papa auch vor mir steht, ich kann auch mit ihm so was machen.« (Peter, 22, Sudan)

Zwei Interviewpartner berichten, dass sie als 16-Jährige in der Erstaufnahmeeinrichtung in Mehrbettzimmern lebten und »gemeinnützige Arbeit« verrichteten.

»Als wir in (Erstaufnahmeeinrichtung) waren, waren wir in einem Zimmer mit über sechs, sieben, acht Personen, vorrangig aus Sierra Leone und Guinea, in diesen Doppelstockbetten. Wir essen ein, zwei Mal am Tag. Ich habe dort auch gemeinnützige Arbeit gemacht, (...) jede Woche bekamen wir ungefähr sieben oder neun Euro. Das ist unser Taschengeld. (...) Wir reinigen den gesamten Komplex. Wir reinigen die anderen Gebäude, da waren noch drei weitere Gebäude, wir haben alle Räume sauber gemacht, mit vielen Schränken, Regale, Stühle, wir haben aufgeräumt, weil sie zu dieser Zeit ein neues Heim gebaut haben. Wir waren diejenigen, die diese Arbeit gemacht haben. Wir waren diejenigen, die angestrichen haben, ich habe gestrichen, alle Arten von Arbeit.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass ihn die Erstaufnahmeeinrichtung mit den Kontrollen, den Wachposten und den Essensausgaben an das Gefängnis erinnerte, aus dem er entflohen war

und bei ihm entsprechend negative Gefühle auslöste.

»Ein Transitlager mit Wachleuten, und die geben dir eine Karte. Ich bekam neue Kleidung, neue Unterwäsche, und dann haben sie mir mein Zimmer gezeigt. (...) Dann zeigen sie dir Papiere, die Regeln im Lager und alles. (...) Eine Woche später habe ich einige Freundschaften geschlossen, und dann fing ich an, dort gemeinnützige Arbeit zu verrichten (social work), nur um mich selbst aufrecht zu erhalten. (...) Bäume schneiden und Gartenarbeit, alles. (...) Die erste Erfahrung in Deutschland ist wie: Ich sag dir: du gehst besser dahin zurück wo du herkommst. Das habe ich gedacht. (...) Wir alle müssen uns in einer Reihe anstellen, wie eine Reihe Gefangener. Wieder anstellen und auf das Essen warten. Das war wie in dem Gefängnis, wo du gewesen bist, wo ich herkam. Und das Essen, das sie dir geben, du meinst: Was ist das? Kein Unterschied. Wo bin ich? Und unter strikter Kontrolle, strenge Sicherheitsmaßnahmen (atmet hörbar aus). (...) Eine Erfahrung wie: Wofür ist das? Wird es so mein Leben lang sein? In einem Lager sein, eingezäunt, du kannst nicht raus, sie sagen dir, was du tun musst, sie bestimmen, was du isst.« (David, 19, Sierra Leone)

• Inobhutnahme und Jugendhilfe

»Es fühlt sich geborgen an. Am Anfang war es seltsam für mich.«

Für sämtliche minderjährig eingereiste Interviewpartner wurde ein Vormund bestellt – für fünf ein Amtsvormund, für drei ein Vereinsvormund und für zwei Interviewpartner machen dazu keine näheren Angaben. Alle Interviewpartner, die von einem Vereinsvormund betreut werden oder wurden, berichten, dass er oder sie eine wichtige, unterstützende Rolle in ihrem Leben hat.

»Und als ich in Deutschland ankam, hat alles ein bisschen schwierig angefangen mit der Sprache und mit den verschiedenen Sachen und der Umgang, es war einfach ein bisschen kompliziert. Als mir ein Vormund bestellt worden war, hat alles angefangen besser zu gehen. Es läuft eigentlich gut. Und ich hab überall Unterstützung bekommen vom Jugendamt und von meinem ehemaligen Vormund.« (Mike, 24, Sierra Leone)

Die Amtsvormünder treten offensichtlich weniger in Erscheinung – zumindest erwähnen die betroffenen Interviewpartner sie meist nicht. Ein Interviewpartner schildert, dass er sich von seinem Vormund wenig unterstützt fühlte.

»Jugendamt und Jugendhilfe, ich weiß nicht viel darüber. (...) Wir haben alles alleine gemacht. Wir sind diejenigen, die anrufen müssen und dann hingehen. (...) Wissen Sie, es ist Frau (Schulsozialarbeiterin), würde ich sagen, sie hat mir viel geholfen, verglichen mit dem, was mein Vormund getan hat. Manchmal sehe ich ihn nicht einmal als Vormund an. (...) Er ist nur da, es ist sein Job. Er besucht dich einige wenige Male, stellt dir Fragen, zwei, drei Minuten, und dann ist er einfach gegangen. Aber sich zu kümmern, zu sehen, ob du ein Problem hast, nach dir zu sehen wie ein Vater – darauf kommt es an. (...) Aber die Arbeit eines Vormunds, denke ich, ist für Frauen, nicht für Männer. Das ist es, was ich von meinem Vormund gelernt habe. Frauen haben das Herz einer Mutter. Das Herz, sich um Kinder zu kümmern.« (David, 19, Sierra Leone)

Die Hälfte der minderjährig eingereisten Jugendlichen wurde in Jugendeinrichtungen untergebracht und betreut. Die Interviewpartner berichten positiv über die Erfahrung sicherer Lebensbedingungen und Unterstützung.

»Ansonsten fühle ich mich besser hier, weil, hier habe ich doch einen Platz zum Schlafen, meinen Rahmen, ich gehe zur Schule. Ich muss nicht aus eigenen Mitteln versuchen weiterzukommen. Sie geben mir Nahrung. Sie begleiten mich gut, wenn ich ein Problem habe, sage ich es ihnen, sie helfen mir gut.« (Jean, 16, Kongo)

Die Mitarbeiter sind in der Anfangszeit oft die engsten Bezugspersonen der ehemaligen Kindersoldaten.

»Weil ich hier ja auch keine Bekanntschaften habe, ich kenne absolut niemanden, ich habe auch keine Familie, außer diesem Haus, das wie meine Familie ist.« (Jean, 16, Kongo)

Ein Interviewpartner berichtet, wie er sein neues Leben in der Jugendhilfeeinrichtung empfindet, wie er es vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen im Militär beurteilt, und man kann heraushören, wie hin und her gerissen er ist zwischen den Gefühlen der Zuneigung und des Vertrauens zu den Mitarbeitern und des generellen Misstrauens.

»Es fühlt sich geborgen an. (...) Es ist anders. (...) Am Anfang war es seltsam für mich, aber ich habe angefangen, es zu verstehen. Wir haben Leute, die regieren wie Offiziere, Betreuer, die alles kontrollieren. Ich habe eine Wohnung bekommen. Nicht das ganze Haus, nur ein Zimmer für mich. Ich bin eingeschult worden. (...) Meine Schule besteht ausschließlich aus Flüchtlingen. Aber es ist immer noch eine Schule. Und dann fährt uns die Organisation, von der wir regiert werden, herum. Auf ihre eigene Art und Weise. Sie überlegen sich Sachen, die uns gefallen könnten, die uns wirklich gefallen könnten. Weil, die Art wie wir unser Leben leben (...) ist anders als die Art, in der die Deutschen ihr eigenes Leben leben. (...) Ich denke, die Organisation, die mich jetzt regiert, ist wenigstens besorgt, wenn ich das

sagen darf. Vielleicht verlangt auch ihr Job von ihnen, besorgt zu sein. Wahrscheinlich sind sie nicht persönlich besorgt oder nehmen Anteil an unserer Situation. Aber lass es uns unter dem Aspekt des Jobs betrachten. Sie sind besorgt. Sie helfen manchmal, obwohl sie nicht Gott sind. Sie können nicht wirklich jedem helfen, weil sie auch ihre privaten Probleme haben. Aber sie versuchen zu helfen bei Problemen, von denen sie glauben, sie sind in der Lage zu helfen, dann tun sie es. In solchen Situationen in meinem Land, das zufällig mein Heimatland ist, scheißen sie auf dich (they dont give a fuck about you). Nun, im Vergleich dazu in einem fremden Land, wo dich keiner kennt, aber immer noch versucht, auf eine Weise zu helfen, wenigstens, das ist auch wertschätzbar. Ich spreche nur über diesen gegenwärtigen Moment, in dem ich bin. Ich weiß nicht, was morgen passieren wird, vielleicht werden sie mich morgen rauswerfen: Verschwinde, verschwinde aus unserem Land, wir wollen dich hier nicht mehr. Keiner weiß irgendwas. Sie versuchen wirklich, dass wir uns okay fühlen in der Zeit.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner, der nach eigenen Angaben 15 Jahre alt war, als er nach Deutschland kam und durch die Altersfestsetzung offiziell 17 wurde, wurde zunächst in einer Gemeinschaftsunterkunft für Erwachsene untergebracht. Aufgrund seiner psychischen Belastung und Überforderung wurde nach einigen Monaten in einer Krisensituation die Aufnahme in einer Jugendwohngruppe in die Wege geleitet. Dort hatte der Jugendliche aber große Schwierigkeiten, sich in den Gruppenalltag einzugliedern. Vor allem hatte er Schwierigkeiten, sich der »Kontrolle« durch die Erzieher zu unterwerfen, nachdem er im Militär »unter Kontrolle« gewesen war und sich in der Flüchtlingsunterkunft daran gewöhnt hatte, nicht kontrolliert zu werden. Nach einer Eskalation der

Konflikte musste er die Wohngruppe verlassen und wurde wieder in einem Flüchtlingsheim untergebracht.

»Ich habe erst im Wohnheim gewohnt, wo ältere Leute sind, keine Kontrolle, ich hab mich dran gewöhnt. Also in der Heimat war ich unter Kontrolle, und wieder hier ohne Kontrolle. Ich war unter Kontrolle, so, also anders. Mit Disziplin. Das und das, alles hart. Die wollten mich so viel kontrollieren. Nicht rausgehen, nicht zu spät zu Hause kommen. (...) Das Essen hat mir nicht gereicht, weil wenn ich rauche, will ich mehr essen und die kochen nur einmal am Tag. Und ich will zweimal oder dreimal essen. Und das war ein Problem. Die Frau hat mich auch genervt. Ich habe ein bisschen Palaver gemacht, da hat sie Polizei angerufen. Ich habe Hausverbot deswegen. (...) Es war ihr Ton, und ich bin jemand, manchmal kommt es so schnell raus, wenn ich genervt bin. Ich habe so geschrien, und ich habe Sachen kaputt gemacht. Ich habe ihre Tasche genommen und rausgeworfen, da hat sie die Polizei angerufen. Die Polizei hat mich mitgenommen und nach paar Stunden wieder gelassen. (...) Polizei meinte, ich muss weggehen. Ich sage, ich habe nichts wohin, ich habe kein Zuhause. Ich habe nur mein Haus hier. Und die sagt, ne, ich darf nicht da schlafen, ich darf nicht. (...) Ich bin wieder gegangen. Es war Wochenende, ich bin in der Stadt rumgelaufen, am Bahnhof, bis morgens. (...) Ich habe viel geraucht, getrunken, Scheiße gemacht. Ohne das kann ich nicht, ich kann mich selber umbringen. Ich muss was nehmen, was mich so Kopf so dreht.« (Chérif, 20, Guinea)

• Unterbringung in Asylbewerberunterkünften

Die meisten Interviewpartner, auch fünf der Minderjährigen, wurden in Asylbewerberunterkünften untergebracht.

Ein Interviewpartner berichtet, wie er von einer Mitarbeiterin des Jugendamtes in ein Wohnheim für alleinstehende Männer gebracht wurde.

Fallbeispiel 12

Kate K., 25, stammt aus Uganda. Als sie neun war, wurde ihr Vater bei einem Rebellenangriff ermordet, sie selbst wurde so schwer verletzt, dass sie bis heute an den Folgen leidet. Als 15-Jährige wurde sie von Regierungssoldaten verschleppt und musste sechs Jahre lang in einem Militärcamp in erzwungener »Ehe« mit einem Soldaten zusammenleben, der sie misshandelte und vergewaltigte. Gemeinsam mit ihren zwei Kindern gelang schließlich die

»Aber dann sagte sie mir: Ich muss dir leider sagen, dass ich bringe dich zu einem Haus, wo du auf dich selber aufpassen musst. Ich hatte ja keine Angst davor. Aber du musst selber aufpassen, aber wenn du Probleme hast, dann, sie hat mir ihre Karte gegeben: Ruf an. (...) Na ja, und dann kommen wir in dieses Heim. Hat die direkt gesagt, dass alle, die da wohnen, sind Erwachsene.« (Peter, 22, Sudan)

Einige Interviewpartner beschreiben, dass sie sich als Minderjährige mehr Betreuung und Unterstützung gewünscht hätten und sich in den Gemeinschaftsunterkünften unwohl fühlten.

»Du lässt jemanden in einem Heim zurück wie da, wo wir waren, 16 Jahre alt, im Heim, und alle vergessen dich. Du gehst raus, wann du willst, du kommst nach Hause, wann du willst, du trinkst, du rauchst. Das ist dein Problem. Du machst, was du willst mit deinem Leben. (...) Jeder wurde geboren mit jemandem, der sich für einen sorgt. Egal ob du arm bist oder krank, es sollte jemanden geben, der sich um

dich kümmerst. Sogar die Waisen haben jemanden, der nach ihnen schaut und manchmal sind sie so stolz darauf, dass sie sich nicht einmal Waisen nennen

Flucht nach Deutschland. Sie finanzierte ihre Flucht mit dem Flugzeug durch Geld, dass sie ihrem »Mann« entwendet hatte. Ihr Asylantrag wurde abgelehnt. Mit Unterstützung ihrer Therapeutin konnte sie in einem Gerichtsverfahren Abschiebehindernisse aufgrund der Erkrankung erwirken. Inzwischen hat sie eine Aufenthaltserlaubnis. Aufgrund ihrer Behinderung kann sie nicht arbeiten.

können. (...) Da sind Leute, auch wenn sie nicht deine Brüder, deine Eltern sind, aber sie können viel für dich tun, was deine eigenen Eltern nicht tun können. Und du wünschst dir, das Leben im Asylheim könnte viel anständiger sein (proper), korrekt (accurate), mit einem bisschen Kontrolle. In manchen Asylheimen weißt du nicht, was du tust, auch wenn du krank bist. Das Leben da draußen, das vor allem wir Afrikaner leben. (...) Nicht alle gehen mit Stolz raus. Sie sehen jeden schwarzen Mann als Drogendealer an, manche Leute, die wenig wissen über das Leben, das Afrikaner führen. (...) Da gibt es einige Orte, wenn du da hingehst, spürst du, deine Gefühle haben keine Bedeutung mehr.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein anderer Interviewpartner berichtet, wie er als 16-Jähriger gemeinsam mit einem anderen Minderjährigen in einem abgelegenen Dorf ohne Schulbesuch oder jugendgerechte Beschäftigungsmöglichkeiten untergebracht wurde und wie belastend die Jugendlichen die Situation erlebten.

»Es war sehr schwer dort zu leben, weil ich da mit einem anderen Jungen war, der auch aus Sierra Leone ist (...). Der Junge versuchte mehrmals, sich das Leben zu nehmen. Ich sagte: Nein. (...) So habe ich immer interveniert, all solche Sachen. Er sagte: Was für ein Leben ist das? Wir sind gekommen um für uns wenigstens Schutz zu suchen, und diese Leute plötzlich, wo sie uns hinbringen, nichts. Da in (Dorf), da ist nichts, kein Geschäft, nichts. (...) Wir müssen zu Fuß laufen, sieben Kilometer bis in den Ort, und wir kaufen einige Lebensmittel zum Essen. Es war sehr schwierig, also war der Junge total durchgedreht. (...) Er hat entschieden: Es ist besser für mich zu gehen und in Sierra Leone zu sterben anstatt hierher zu kommen und hier zu sterben.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Der Jugendliche berichtet, dass wohlwollende Mitarbeiter des Sozial- und Jugendamtes daran scheiterten, die Minderjährigen gegen den Widerstand der Amtsleitung in einer angemesseneren Unterkunft unterzubringen.

»(Sachbearbeiter A) sagte mir: Ah, ich habe gestern im Fernsehen gesehen, sie haben Deutschland kritisiert, das ist das einzige Land in Europa, wo junge Asylsuchende alleine leben und das ist gegen das Recht der Vereinten Nationen. Er sagte mir das. Er sagte, aus diesem Grund wollte er etwas an die Kreisverwaltung schreiben, vielleicht können sie – wie nennt man das – Kinderheim, ja, wo Kinder leben. (...) Er hat es versucht und versucht. (...) Sie lehnen das alles ab. Ich weiß nicht. Aber der Mann war sehr nett, Herr (Sachbearbeiter A), er sagte: Ich glaube, hier ist es nicht gut für dich, wenn du weiter hier bleibst, wirst du nicht – wirst du vielleicht etwas Dummes tun.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Der Interviewpartner beschreibt, wie er nach der »freiwilligen« Rückkehr des zweiten Minderjährigen aus dem Dorf

in eine Kleinstadt verlegt wurde. Dort wurde er gemeinsam mit deutschen Wohnungslosen untergebracht, von denen er teilweise bedroht und rassistisch beleidigt wurde. Die Alkohol- und Drogenproblematik und die hygienischen Bedingungen im Heim schildert er als belastend und beängstigend.

»Dieses Haus ist ein sehr altes Haus, aber es sind viele Leute dort. Unten ist eine Kneipe drin und ein Dönerladen. Aber die Leute, die zu dieser Zeit da wohnten, ich mochte sie nicht. Das waren Deutsche, aber das Einzige, was sie gemacht haben, war trinken, sie haben alle Arten von schlechten Dingen getan. Sie nehmen Drogen, sie machen lauter solche Sachen. (...) Wir benutzen die gleiche Toilette, wenn du zur Toilette gehst, wirst du alle möglichen schlechten Dinge sehen, so etwas wie Blut, Erbrochenes, alles. Ich war der Einzige, der sauber gemacht hat. Wenn ich sauber gemacht habe, war nach ein paar Minuten alles wieder nicht gut. (...) Und nachts machen sie alle möglichen Sachen. Du kamst raus, du siehst, nachdem sie eine Menge Alkohol getrunken haben, übergeben sie sich überall, sie würden alles Mögliche tun. Zu dieser Zeit hatte ich Angst. (...) Der Mann, der unten diesen Dönerladen hatte, hat mir Ratschläge gegeben, weil er ein sehr netter Mann war. Er sagte, jedes Mal, wenn sie an deine Tür klopfen, sagte er, öffne nicht. (...) Manchmal kamen sie, traten gegen die Tür. Am Ende wollte sich mein Vormund, der dabei war, als ein Junge mich als Nigger bezeichnet, mit diesem Jungen anlegen. Ich habe gesagt, nein, nein, nein, ich sagte, nein, lass es einfach. Er sagte, er würde gerne eine Aussage bei der Polizei machen, dass diese Leute Rassisten sind. Ich sagte, lass sie einfach, ich habe keine Zeit für so etwas. Sie werden mich finden nur um mir Probleme zu machen.« (Abdoulaye 18, Sierra Leone)

Die Interviewpartner beschreiben die Asylbewerberunterkünfte als ab-

schreckend. Ein Interviewpartner schildert seinen ersten Eindruck von der Unterkunft, in der er als unbegleiteter Minderjähriger künftig leben sollte.

»Ich sah das Heim und dachte: Mein Gott! Ich saß in einem Auto so auf dem Rücksitz, und der Taxifahrer sagte: Aussteigen! (...) Ich sagte: Wo aussteigen? Er sagte: Hier natürlich, wir haben deinen Bestimmungsort erreicht. – Welchen Bestimmungsort? – Das ist es (lacht). Dann ging er zum Kofferraum öffnete ihn. (lacht) Ich sagte: Lassen Sie mich wieder mit zurückfahren. Dann rief er den Hausmeister. Der Hausmeister kam. Er sprach Englisch. Er fragte, ob ich Englisch sprechen kann. Ich sagte ja. Er hatte schon meine Information bekommen. Er sagte, das ist der Platz, wo ich bleibe. Es war ein schreckliches Gebäude.« (David, 19, Sierra Leone)

Die Jugendlichen berichten, dass sie teilweise in Häusern untergebracht worden seien, in denen mit Drogen gehandelt wird, und gemeinsam mit Erwachsenen, die ohne Beschäftigung und perspektivlos sind.

»Das Heim ist voller Drogen. Weil die Leute nichts zu tun haben, trinken sie, rauchen. Du versuchst zu arbeiten, sie sagen nein. Du gehst zum Ausländeramt, das Ausländeramt sagt, ich habe keinen Job für dich. Also, sie lassen dich essen und schlafen, das ist alles.« (David, 19, Sierra Leone)

Zwei Interviewpartner betonen, dass die Unannehmlichkeiten der Unterbringung in Deutschland im Vergleich mit ihren Lebensbedingungen im Herkunftsland unwichtig sind.

»Du kannst das nicht vergleichen mit einer Holzhütte mit 20 Personen in einem Raum. Ihr Jungs müsst auf dem Boden schlafen, oder ihr schlaft in Schichten, wenn er oder sie aufwacht, geht er weg, damit du schlafen kannst.

Das verglichen mit einem Platz, wo du hinkommst, wo du hingeflohen bist. Der Ort ist auch nicht so förderlich, aber du hast Licht, du hast Wasser, um dich damit zu baden. In dem Bett, in dem du schläfst, bist du wenigstens der Einzige. (...) Verglichen mit meiner Vergangenheit, meiner vergangenen Wohnung, war es okay.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Einige Interviewpartner berichten, dass Betreuer und Therapeuten interveniert haben, um sie in einer besseren Unterkunft unterbringen zu lassen.

»Da war es so schmutzig, die Toiletten, du läufst mit dem Pipi rum, musst du fliegen über dem Pipi (klingt angewidert). (...). Die (Therapeutin), war da vorbeigekommen, die hat mich besucht. Ich hab ihr gesagt, das ist sehr, sehr anstrengend, so schmutzig und unangenehm. Und dann hat sie einen Brief geschrieben, und dann durfte ich nach (Stadt), das hieß (Name)-Straße. Auch noch ein Heim. Und da war es ein bisschen besser. Da kriegte man eine Wohnung für sich und gemeinsame Küche, besser sauber, mussten wir immer putzen, jede einmal in der Woche und das war angenehmer. Ich zähle das alles als sekundär, wie ich schon gesagt habe. Aber das zählt dazu halt, die Lebensqualität.« (Grace, 25, Uganda)

Ein Interviewpartner berichtet, dass die Gegebenheiten in der Asylbewerberunterkunft (u. a. die langen Flure, die Mehrbettzimmer) die Erinnerungen an traumatische Erfahrungen im Gefängnis in ihm hochkommen ließen. Er erhielt die Erlaubnis, in einer besseren Unterkunft zu leben, in der er über ein abgeschlossenes Appartement verfügt.

»Als ich im Gefängnis war, war ich dort zusammen mit einem Jungen, der hieß Joshua, wir waren im gleichen Wohnheim, und dann später, einige Monate später, als wir im Gefängnis waren, starb er, und ich blieb fast das ganze Wochenende lang zusammen mit seiner

Leiche und einigen anderen Leichen in der Zelle. (...) Ich sprach mit ihnen (dem Sozialamt, D. Z.) darüber. (...) Und zum Glück haben sie mir wenigstens eine besondere Behandlung gegeben. Ich werde getrennt. (...) Der erste Platz, an dem ich wohnte war nicht so schön. Es war so kompliziert. Es hatte einen langen Korridor, einen sehr langen Korridor, und in dem Raum, in dem ich wohnte, habe ich zusammen mit einigen anderen Leuten geschlafen. Einige haben auf dem Boden geschlafen, und es war wirklich nicht so leicht für mich, es brachte mir Erinnerungen zurück. Jemanden zu sehen, der einfach auf dem Boden schläft, hat mich immer meinen Freund sehen lassen, wenn ich geschlafen habe, zwischen den beiden. (...) Ja, sie haben mich hier hergebracht und ich denke, es ist okay.« (Salomon, 24, Uganda)

• **Privatwohnung**

»*Meine eigene Wohnung, was für ein Traum!*«

Mit der Aufenthaltserlaubnis erhalten Flüchtlinge auch die Erlaubnis, aus der Sammelunterkunft auszuziehen und eine Privatwohnung zu beziehen.

»Dann habe ich meine eigene Wohnung, was für ein Traum! Nach wie lange! Hatte ich noch nie gehabt, das war meine erste eigene Wohnung überhaupt. Und dann hat mir die (Beraterin) und (Sozialpädagogin) geholfen, mit Kühlschrank, ich hab gar nichts gekauft, gar nichts, ich hatte eine Frau in (Stadt) im Sozialamt, die hat mir noch Gardinen von ihrer Mutter geschenkt (lacht). Das ist so ein Glück. Ich rede mit einigen Freunden, die mich schon seit Jahren kennen, die sagen: Ja, wie du dein Leben schnell durchgehast, das ist schwer für viele, viele Ausländer. Ja, und dann habe ich meine eigene Wohnung eingerichtet. Ich hab nur so eine alte Couch, aber für mich, das war wie ein

Traum. Neues Leben, Aufenthalt überhaupt, ein ganzes Jahr ohne dahin zu gehen, um immer neues Visum holen, jeden Monat. Oh, das war schön.« (Grace, 25, Uganda)

4.2.4 Lebensunterhalt

• **Versorgung in Jugendhilfeeinrichtungen**

Die Interviewpartner, die in Jugendhilfeeinrichtungen untergebracht sind, berichten, dass sie umfassend versorgt werden. Für Lebensunterhalt, Schulmaterialien etc. ist gesorgt.

»Was immer du tust, du willst, sie kaufen es für dich. Du hast nicht die Erlaubnis, irgendwas zu kaufen. Sie sagen nur, das Geld, das sie dir geben, ist für deinen eigenen persönlichen Bedarf. Sie kaufen deine paar Sachen. Nicht, dass sie luxuriöse Dinge kaufen oder modische Sachen, aber der kleine Lebensbedarf (the little upkeep) ist ganz anders, sie nehmen mich einfach mit.« (Steve, 18, Sierra Leone)

• **Leben von Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz**

»*Wenn ihr das nicht macht, bekommt ihr kein Geld.*«

Junge Flüchtlinge, die nicht in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe aufgenommen werden, müssen während der ersten vier Jahre des Asylverfahrens von Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) leben. Erst nach einem Jahr können sie eine Arbeitsgenehmigung für eine konkrete Stelle oder Ausbildungsstelle beantragen.

Wenn sie zur Schule gehen möchten, sind sie weiterhin auf die gekürzten Sozialleistungen angewiesen, von denen sie Lebensmittel, Kleidung, Strom, Fahrkarten, Schulmaterialien etc. finanzieren

müssen. Die Interviewpartner berichten, wie knapp das Geld für sie ist.

»Das Geld, das wir hier bekommen, zum Beispiel jetzt bekomme ich 170 Euro im Monat,⁴⁴ und wenn ich zum Beispiel 50 Euro meinem Anwalt bezahle und Lebensmittel für den Monat kaufen muss, vielleicht gebe ich über 50, 60 Euro nur für Lebensmittel aus. Manchmal muss ich ein Buch kaufen, heute auch, jetzt müssen wir ein neues Buch für den Deutschunterricht kaufen. Und dann geben sie uns die Buchnummer zum Bestellen. Manchmal muss ich eine Karte für mein Telefon kaufen. Jetzt sind es schon mehr als zwei Monate, drei Monate, dass ich kein Guthaben mehr aufgeladen habe. (...) Es ist also sehr schwierig. Zum Beispiel mein Essen, ich kann afrikanische Lebensmittel nur in (Stadt B) bekommen. Das ist der einzige Ort, wo es hier Afro-Shops gibt. So muss ich den Bus nehmen, das kostet fast zehn Euro, um von hier nach (Stadt B) zu fahren. Und die Rückfahrt. Deshalb habe ich ein (Bundesland)-Ticket gekauft, das 18 Euro kostet, wenn ich das benutze, fahre ich da hin und kaufe eine Menge afrikanisches Essen und bringe es hierhin. Das ist die Art und Weise, wie ich lebe.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er als Minderjähriger nur 190 Euro im Monat erhielt. Es war unmöglich, von diesem Geld den Lebensunterhalt und die Schulmaterialien zu finanzieren. Aufgrund der extremen Armut bemühte er sich um eine Tätigkeit ohne Arbeitserlaubnis. Da er keine Arbeitsrechte einklagen konnte, konnte er sich nicht gegen den Betrug durch den Arbeitgeber zur Wehr setzen.

»Wenn ich Bücher kaufen will, war das nicht so einfach. Und habe ich angefangen zu arbeiten. Am Wochenende

gehe ich aufs Land, bei Bauern fragen, ob es einen Job gibt. Das erste Mal war nicht gut, ich bin beim falschen Chef gelandet. Ich habe viel gearbeitet und am Ende hat er mir nicht mein Geld gegeben.« (Chérif, 20, Guinea)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er aufgrund seiner Erkrankungen eine verbesserte Versorgung erhält.

»Ich denke, für mich sind die Bedingungen nicht so schlecht, weil ich einige besondere Behandlung erhalte. Ich habe momentan so große Probleme mit dem Essen, das ich hier esse. Ich darf kein Fleisch essen und einigen Fisch. (...) Ich bekomme nicht diese Essenspakete, ich bekomme etwas Geld, um mein eigenes Essen zu kaufen, es ist okay, mit der besonderen Behandlung, die ich bekomme, Tabletten. Und für meinen Magen nehme ich jeden Tag Schmerzmittel.« (Salomon, 24, Uganda)

Asylbewerber können verpflichtet werden, für einen Euro in der Stunde »gemeinnützige Arbeit« in der Kommune zu leisten. Ein Interviewpartner berichtet, wie ihm als Minderjähriger der Schulbesuch verweigert wurde und er bei Androhung des Leistungszuges zu diesen Arbeiten herangezogen wurde.

»Gott weiß das alles, was wir durchgemacht haben. Es ist sehr schwer. Ich war in (Dorf), die gemeinnützige Arbeit. Wir arbeiteten acht Stunden am Tag, hier auch in (ländliche Kleinstadt) arbeiteten wir acht Stunden am Tag, und es war sehr hart. Manchmal arbeiteten wir im Wald, ganz alleine, mussten alles sauber machen. Es war sehr schwierig. Aber ich habe keine Möglichkeit, mich zu beklagen. So mussten wir es einfach machen, weil sie sagten, ihr müsst das machen. Wenn ihr das nicht macht, bekommt ihr kein Geld. (...) Später, als ich nach (Dorf) gekommen bin, haben wir manchmal auf dem Friedhof gearbeitet, im Wald, jede Art von Arbeit. Sie haben nur gesagt, ihr

müsst dieses machen, ihr müsst jenes machen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

• Berufstätigkeit

Sechs der Interviewpartner sind inzwischen berufstätig. Sie betonen, wie wichtig es ihnen ist, ihr eigenes Geld zu verdienen und nicht mehr auf Sozialleistungen angewiesen zu sein.

»Ich bin bis jetzt nicht arbeitslos geworden. Ich arbeite ständig. (...) Wie gesagt, ich verdiene mein Geld selbst sehr gut. Vielleicht verdiene ich sogar mehr als manche Leute, die studiert haben. Ich hab meinen normalen Job, und da hab ich auch mein gutes Einkommen. Und auch meine Dolmetschertätigkeit, ich arbeite sogar für (Behörde).« (Mike, 24, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner beschreibt, wie schwierig es für ihn ist, ohne Schulabschluss und angesichts seiner eingeschränkten Sprachkenntnisse und der hohen Arbeitslosigkeit eine Arbeitsstelle oder einen Ausbildungsplatz zu finden.

»Mit Arbeit ist es ein bisschen schwer. (...) Ohne Sprache kann nicht Ausbildung machen. Auch mit Arbeit bisschen so. Ja, ich sehe jetzt, so viele Leute sind arbeitslos und zu finden Arbeit ist schwer. (...) Was ich wollte in Deutschland, ich sehe es ein bisschen schwer. Weil ich hab keinen (...) Schulabschluss. Ich habe sieben Klassen besucht. Aber ich möchte hier eine Ausbildung oder eine Arbeit haben. Aber bisschen schwer, jetzt noch nicht.« (Belay, 27, Eritrea)

4.2.5 Bildung

Einen sehr großen Stellenwert hat für die meisten Interviewpartner die Frage von Bildung und Ausbildung. Sie sind sehr motiviert, zur Schule zu gehen und zu lernen und sehen Bildung als sehr wichtig für ihren weiteren Lebenslauf an.

⁴⁴ Die Kosten für die Stromversorgung in der Asylbewerberunterkunft werden vom Sozialamt gleich einbehalten.

»Ich gehe gerne zur Schule. Ich mag die Schule, weil ich mir sage, ohne Schule komme ich hier zu nichts im Leben. (...) Um jemand zu werden im Leben, dafür muss man immer studieren, um Intelligenz zu bekommen. Auch wenn du arbeitest, wenn du weißt, dass du die Schule bestanden hast, dann hast du die Fähigkeit um mit Situationen gut zurechtzukommen, oder auch in der Arbeit, du weißt, wie du dich verhalten musst. Deshalb ist die Schule für mich wirklich eine gute Sache. (...) Ich beschäftige mich die ganze Zeit damit zu lernen, viel zu lernen, um bis zur Universität zu kommen, wenn es die Mittel gibt.« (Jean 16, Kongo)

• Deutsch- und Integrationskurse

Die Interviewpartner, die in Einrichtungen der Jugendhilfe untergebracht wurden, nahmen und nehmen am Anfang ihres Aufenthalts an Deutschkursen teil.

»Mit dem Deutschen ist es ein bisschen schwierig, es ist schwer, ich spreche ein bisschen. (...) Ich weiß, dass ich es noch lernen werde. (...) Ich muss einen Deutschkurs machen, einen Sprachkurs. Ich mache nichts anderes, als das alles zu lernen.« (Jean, 16, Kongo)

Bei den Minderjährigen, die nicht in die Jugendhilfe aufgenommen werden, ist der Schulbesuch häufig ein großes Problem. Bei einem Interviewpartner war durch Vermittlung einer Mitarbeiterin einer Beratungsstelle ein Integrationskurs eine Möglichkeit, die Zeit bis zum Beginn des Schulbesuchs zu überbrücken, der gegen erhebliche behördliche Widerstände durchgesetzt werden musste.

»Sie hat mich in einer Integrationschule untergebracht, das ist nur für Menschen, die Papiere vom Bundesamt bekommen haben. Sie schicken sie eine Zeit lang dahin, um Deutsch zu ler-

nen, vielleicht sechs Monate. (...) Weil Frau (Beraterin B) mir gesagt hat, sie versucht einen Plan für die Schule zu machen. Zwischenzeitlich soll ich einfach versuchen, zu diesem Integrationskurs zu gehen und sehen, ob ich schnell lernen und es nutzen kann. Deshalb war ich da, das war der Ort, wo ich viele Dinge gelernt habe.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Zwei weitere Interviewpartnerinnen besuchen einen Integrationskurs nachdem sie eine Aufenthaltserlaubnis bekommen haben.

• Schulbesuch

Viele Interviewpartner betonen den großen Stellenwert des Schulbesuchs für sie.

Drei Interviewpartner berichten, dass ihnen in der Anfangszeit als unbegleitete Minderjährige der Zugang zur Schule verwehrt wurde und dass sie darunter gelitten haben. Zwei der 16-/17-Jährigen mussten den Schulbesuch mit viel Eigeninitiative und professioneller Unterstützung durch Therapeuten oder Berater durchsetzen.

»Früher haben wir ihnen immer gesagt, wir möchten zur Schule gehen und etwas lernen. Sie sagten nein. Sie hätten keine Möglichkeiten, nichts dergleichen. So hat Herr (Jugendamt-Mitarbeiter) gesagt. (...) Meine Wohnung ist hier und direkt gegenüber ist eine Schule, die Realschule. Jeden Morgen, wenn ich die Kinder auf dem Weg zur Schule gesehen habe, ging es mir schlecht. Zu dieser Zeit musste ich nur arbeiten. Aber es ging mir nicht gut, wissen Sie? Ich habe Frau (Beraterin C) gesagt, dass ich etwas lernen möchte, dass ich lernen möchte. Deshalb hat Frau (Beraterin C) eine Möglichkeit gefunden. Aber erst hat Frau (Beraterin B) es bei der Kreisverwaltung versucht, und die haben es abgelehnt. Sie haben gesagt, es gibt keine Möglichkeit, dass sie mich

unterstützen können. Ich habe kein Recht zur Schule zu gehen, lauter so Sachen (atmet hörbar ein). Später hat sie es auf andere Art versucht, und so ging es dann. Und jetzt glaube ich, dass es besser ist, weil, in der Schule habe ich Freunde, jeden Tag lerne ich neue Dinge, das ist wichtig für mich. (...) Ich mag lernen. Ich will lernen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

• Unterstützungsbedarf und Schwierigkeiten

Für die älteren Jugendlichen ist die Erlaubnis zum Schulbesuch eine Hürde. Alle jungen Flüchtlinge müssen Sprachbarrieren und die Lücken in der bisherigen Bildungslaufbahn überwinden. Zwei Interviewpartner berichten beispielsweise, dass der Umgang mit dem Computer für sie eine Schwierigkeit darstellt, da sie bislang keinerlei Erfahrungen in dieser Richtung hatten.

»Momentan finde ich es noch schwierig (atmet hörbar ein); nicht wegen der Schule, die Arbeit für die Schule finde ich nicht schwer. Aber in Afrika habe ich nie einen Computer benutzt. (...) Ich habe eine Vier, das ist für mich keine gute Note. Ich mag das nicht, aber ich versuche es einfach, weil meine Lehrerin versteht, dass es schwer ist, weil ich keine Computer benutzt habe. Ich verstehe alles, aber zum Beispiel, wenn wir MS-Text benutzen, bin ich nicht so schnell beim Tippen, das ist mein Problem. In letzter Zeit stellt mir ein Mann seinen Computer zur Verfügung, damit ich üben kann, um wenigstens schneller zu werden.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Wenn die Jugendlichen die Schule besuchen, müssen sie vielfältige Anforderungen und Schwierigkeiten bewältigen. Dazu brauchen sie neben einer hohen Eigenmotivation häufig professionelle und ehrenamtliche Unterstützung.

»Wegen der Sprachkenntnis ging es aus der Grundschule in eine Sonderschule, weil ich keine Sprache kannte und die konnten mich gar nicht ein-stufen. Dann musste ich in eine Sonderschule. Und in dieser Sonderschule war ich zwei Monate. Das Leben war *schwer*, weil da süchtige Kinder waren, viele Drogen. Da war ein Schüler, der hat mich vor das Auto geschubst. Der hat mich gewarnt und gesagt: Wenn du das weitererzählst, dann kriegst du eine Krise von mir. (...) Dann habe ich zu (Beraterin) gesagt, das kann ich einfach nicht aushalten, ich habe schon Belastung genug, und wenn ich in dieser Sonderschule bin, dann fühle ich mich noch so wie behindert. (...) Habe ich gesagt, ja, ich würde gerne in andere Schule gehen. Dann hat sie gesagt, okay, ich soll mich in einer Abendreal-schule bewerben. (...) Ich hatte Glück, ich hab einen Lehrer, der ist jetzt der Direktor. (...) Er hat mich aufgenommen und ich durfte anfangen. Wie war ich glücklich, wieder in die Schule zu gehen. Und das Leben neu anzufangen. (...) Dann hab ich diese Familie kennengelernt, die haben mich aufgenommen und haben meine Sprachschule bei Berlitz bezahlt. Ich ging dann morgens in die Berlitz-Schule und abends Abend-realschule. (...) Und ich konnte *gar nichts*. Der Lehrer stand vorne, spricht und spricht, dann fragte ich, was sagt der? Mit Händen und Füßen. Aber ich hab das durchgemacht. *Echt!* Ich hatte eine der besten Noten im Hauptschul-abschluss, Eins, Zwei, Deutsch Drei bis Vier. (...) Ich habe den Abschluss gemacht, zweieinhalb Jahre dauert das. Bis ich einen Mittlere-Reife-Abschluss gekriegt habe. Und ich war einer der besten Schüler, ich hatte 2,2, Deutsch *Drei. Ja! Zweieinhalb* Jahre in Deutschland plus dieses eine Jahr. Alles schön!« (Grace, 25, Uganda)

Nach den extremen Lebenserfahrungen als Kindersoldat wieder die Schule zu besuchen ist für einige Jugendliche auch irritierend – es ist nicht selbstverständlich, den Schulbesuch schätzen

zu wissen, wie ein Interviewpartner beschreibt.

»In der Schule, zu der ich gegangen bin, hatte ich keine Chance. Ich habe mich da nicht gesehen, ich habe es als eine Zeitverschwendung angesehen. Aber am Ende ist mir klar geworden, dass es etwas Wertvolles war. Die Therapie hat mir auch geholfen, für etwas zu kämpfen. Obwohl die Schule schwierig war. Aber sie hilft uns. (...) Am Ende haben wir etwas für die Schule getan und dann waren sie stolz auf uns und wir waren auch stolz auf sie.« (David, 19, Sierra Leone)

Fallbeispiel 13

Abdul H., 25, stammt aus einer bäuerlichen Familie in Sierra Leone. Nach dem Tod seines Vaters konnte seine Familie seinen Schulbesuch nicht weiter finanzieren, so dass er im Alter von zwölf Jahren eine informelle Ausbildung als Schneider begann. Kurz darauf wurde sein Dorf von Rebellen der RUF überfallen. Er wurde gezwungen, an der Zerstörung seines Dorfes mitzuwirken und danach von den Rebellen verschleppt. Er musste jahrelang an Kampfhandlungen und Überfällen auf Dörfer teilnehmen. Als er 18 Jahre alt war, kam es zu Friedensverträgen und die Kämpfer wurden nach Hause geschickt. Abdul H. konnte nicht

Die psychische Belastung kann es ehemaligen Kindersoldaten erschweren, sich auf den Unterricht zu konzentrieren, wie ein Interviewpartner beschreibt, da sie beispielsweise mit sich aufdrängenden Erinnerungen konfrontiert sind.

»Es ist hart. Manchmal mag ich es wirklich nicht, irgendwo lange zu sitzen. Jedes Mal, wenn ich irgendwo sitze oder sogar jetzt, wenn ich sitze, und

wenn es einfach so ruhig ist, bekomme ich eine Menge Erinnerungen. Manchmal finde ich es sehr hart in der Klasse zu bleiben, denn wenn du in der Klasse bist, musst du viel mehr zuhören als sprechen. Wenn ich eine längere Zeit still bin, fühle ich einfach, wie meine Erinnerungen woanders hinkommen.« (Salomon, 24, Uganda)

»Manchmal kann ich nicht gut lernen, weil ich meine Gedanken nicht so – ich kann im Moment nicht die genügende Energie ins Lernen stecken.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

in sein Dorf zurückkehren, da er als ehemaliger Rebell bedroht wurde. Mit Geld, das er noch aus seiner Zeit bei den Rebellen hatte, finanzierte er seine Flucht per Schiff nach Deutschland. Aus Angst und Scham verschwieg er seinen Einsatz als Kindersoldat bei der Asylanhörung. Sein Asylantrag wurde abgelehnt. Abdul H. lebte jahrelang mit einer Duldung, arbeitete und versuchte seine Vergangenheit zu »vergessen«. 2009 wurde ihm die Abschiebung angedroht, und er wurde von massiven Traumasymptomen überflutet. Erst jetzt nimmt der 25-Jährige therapeutische Hilfe in Anspruch. Bei einem Asylfolgeverfahren versucht er, Abschiebeschutz zu erwirken.

Ein Interviewpartner berichtet, dass er mit dem Schulbesuch die Hoffnung verbunden hat, aus der Isolation herauszukommen und seine psychische Verfassung darüber zu verbessern. Aufgrund der Belastung durch seine Lebensgeschichte als Kindersoldat blieb der Interviewpartner aber auch in der Schule zunächst isoliert.

»Ich habe selber organisiert zur Schule zu gehen, vielleicht das hilft, wenn ich

in der Schule mit anderen Kindern Kontakt habe. (...) Also, in der Schule, ich konnte nicht mit anderen Kindern spielen, die stellen mir Fragen, ich schäm mich, das zu erzählen, weil ich hatte keine gute Kindheit. Ich konnte nicht erzählen, was ich als Kind in Guinea gemacht habe. Ich war immer ruhig, ich sag nicht was und die lassen mich alleine.« (Chérif, 20, Guinea)

Auch die Bedingungen in der Flüchtlingsunterkunft sind ungünstig für einen Schüler.

»Im Wohnheim die Situation auch, wenn der Lehrer uns Hausaufgaben gibt, zu Hause alleine, ich kann nicht. Und kann nicht überlegen kann, ich habe Nachbarn, die sind immer laut und so. Ja, und die Situation war sehr schwierig für mich.« (Chérif, 20, Guinea)

Aus den Interviews geht hervor, dass die Tagesstruktur, die die Schule bietet, für die Jugendlichen stabilisierend wirkt, und dass die Erfolgserlebnisse durch gute Leistungen das Selbstbewusstsein stärken.

»Ich habe auch versucht, zu lernen zu Hause, ich habe versucht, alleine so lernen. War schwierig zu konzentrieren, aber ich habe versucht, ja. Und in der Schule habe ich mich ein bisschen verbessert, so. Wenn die Lehrer was fragen, ja, ich versuche mal zu antworten, obwohl manchmal die Schüler lachen über mich wegen meiner – meiner Sprache oder so, aber ich habe ja – ich habe versucht, weiter, so. Mit Hausaufgaben, ich habe mich verbessert. Erstmal habe ich von neunte bis zehnte Klasse geschafft. Ja. Weil ich habe mit neunte Klasse angefangen, in der Hauptschule. Ja. Mit alle Problemen, zu denken, kiffen, ich habe es trotzdem geschafft, in die zehnte Klasse zu kommen. Und dann ja, ich war stolz auf mich, ich war sehr, sehr (leise) stolz. Was zum ersten Mal was zu schaffen.« (Chérif, 20, Guinea)

• **Ausbildung**

Drei der Interviewpartner haben eine Berufsausbildung absolvieren können, zwei von ihnen sind zum Zeitpunkt des Interviews noch Auszubildende.

»Ich hab sogar den Weg gefunden, eine Ausbildung zu absolvieren, obwohl ich damals nicht abgeschlossen habe. Aber trotzdem, das hat mir damals viel geholfen, weil dadurch konnte ich wenigstens besser Deutsch lernen und jetzt arbeite ich auch als freiberuflicher Dolmetscher.« (Mike, 24, Sierra Leone)

Die Interviewpartner berichten, wie stabilisierend und motivierend sich der Erfolg in Schule und Ausbildung auf sie ausgewirkt hat.

»Und dann hab ich diese KPH-Ausbildung gemacht, und dann haben wir Examen gemacht und ich war die beste Schülerin. (...) Ich bin jetzt Schwester Grace, Krankenpflegehelferin. Ich hab mein Quali als Schwesternhelferin. Toll. Dann war ich hier auch die beste Schülerin, ich erschien dann auch in der *Zeitung in Deutschland!* Positiv, nicht so als das oder das, sondern als eine qualifizierte Krankenpflegehelferin, nur innerhalb dieses Jahres, mit der Sprache, mit allem, mit dem ganzen Stress. Und dann stand ich da mit der *besten Note: 1.1 praktisch und mündliche Prüfung und schriftlich.* Toll! (...) Ich habe mich gesehen und gedacht, oh Gott, ich in Deutschland! In der Zeitung! Als beste Schülerin! Ja, das war ein Traum.« (Grace, 25, Uganda)

4.2.6 Stabilisierende Faktoren und soziale Unterstützung

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Interviewpartner eine Stabilisierung ihrer Verfassung auf das Zusammenwirken einer Vielzahl von Faktoren zurückführen – vor allem auf äußere Bedingungen, Sicherheit und soziale

Unterstützung, aber auch auf eigene Fähigkeiten und Haltungen.

• **Freunde und Familiensatz**

»*Sie ist wie eine Familie für mich.*«

Für die meisten Interviewpartner sind Freunde in Deutschland wichtig. Häufig kommen die Freunde auch aus der Herkunftsregion.

»Ich habe Freunde. Aber meine Freunde sind alle Frauen, und sie sind sehr gut zu mir und sie helfen mir so viel (sehr leise). (...) Sie sind immer da für mich, wenn ich ein Problem habe, wenn ich krank bin, ich bin oft krank. Manchmal bin ich im Krankenhaus und meine Kinder sind alleine. Sie nehmen meine Kinder für mich. Wenn mein Kind, eines von ihnen krank ist und ich mit dem anderen zusammen sein muss, bieten sie mir immer diese Art von Hilfe an. Manchmal ist es nur die Hilfe, aber es ist der Kontakt. Weil manchmal fühle ich mich *einsam*. Und ich brauche jemanden, mit dem ich zusammen bin. Sie rufen mich immer an, weil sie nicht hier wohnen, sie wohnen in (Dorf). Sie rufen mich an und wir reden oder manchmal sagen sie mir: Komm, am Wochenende. Komm. Und ich fahre da hin, verbringe das Wochenende mit ihnen und ich fühle, dass wenigstens jemand da ist, der für mich da ist, ich bin nicht nur alleine.« (Rose, 19, Uganda)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er einen engen Freund gefunden hat, der wie er Kindersoldat war.

»Als ich nach Deutschland kam war er der Erste, den ich getroffen habe – ein Afrikaner, der mich zu sich mitgenommen hat (wird leiser). Ich habe bei ihm geschlafen, und am Morgen er hat mich begleitet, wo man diesen Asylantrag macht (leise). Und ins Kinderheim (wird wieder lauter). Als ich ihm meine Geschichte erzählte, er hat

auch die gleiche, aus Sierra Leone, war er auch Kindersoldat. Und er war auch ein bisschen froh, dass er jemanden gefunden hat, der die gleiche Geschichte hat. Unsere (lacht) Freundschaft hat gut geklappt. Deswegen wollte ich, dass wir zusammen ein Projekt machen, dass wir später anderen Jugendlichen helfen.« (Chérif, 20, Guinea)

Interviewpartner, die sowohl von afrikanischen als auch von deutschen Freunden berichten, sind eher die Ausnahme.

»Ich gehe mal feiern mit meinen Freunden, Kino und so alles, ja, so *normal*, ich zeig dir Bilder, Hochzeiten, Freundschaften. Ich hab viele deutsche Freunde, ich hab viele schwarze Freunde, ja, ich bleib immer positiv und bin immer der Stimmungsvogel (lacht).« (Grace, 25, Uganda)

Mehrere Interviewpartner berichten, dass sie in Freundeskreisen oder professionellen Beratungsstellen so etwas wie einen Familienersatz suchen und finden.

»Ich habe meine Mutter verloren, als ich 16 war. Von meinem Papa weiß ich nicht, wo der ist, aber Frau (Therapeutin) und Frau (Beraterin) sind wie meine deutschen Eltern. Ich habe einen großen Freundeskreis, ich habe eine Gemeinde, Kirche, so gemischt Deutsche und Schwarze, ich singe im Chor, bin aktiv drin, ich fahr Fahrrad, ich gehe Sport machen, so *normal* halt. Ja, ich habe mich zurecht gefunden.« (Grace, 25, Uganda)

»Und die andere Unterstützung, die ich habe, da ist eine Frau, (...) sie ist aus meinem Land. Ich fand sie, es war auch Glück. Ein sehr großes Glück, weil sie mir half, bis jetzt. Sie hilft mir so viel. Sie ist wie eine Familie für mich. Aber sie lebt in (Großstadt B). Wir trafen uns auf dem Bahnhof in (Ort). Sie ist hier gewesen, schon

lange, sehr lange, über 20 Jahre, sagt sie. Und ich erzählte ihr alle meine Probleme und sie sagte, jedes Mal, wenn du ein Problem hast, ruf mich an. Ich gebe dir meine Nummer, du klingelst an, dann rufe ich zurück. Und sie tat es, wie sie gesagt hatte. Als ich ins Krankenhaus ging, dreimal, sie nahm meine Kinder, jedes Mal. Bis jetzt ruft sie mich weiter an, sie ist *jetzt* wie eine Familie für mich.« (Kate, 25, Uganda)

• Ehrenamtliche Unterstützung

»*Ich hab sehr sehr nette Leute kennengelernt, das ist Teil von meinem Glück.*«

Sämtliche der weiblichen Interviewpartnerinnen berichten, dass sie sehr viel ehrenamtliche Unterstützung erhalten haben. Bei den jungen Männern fällt dies weniger ins Gewicht.

»Und dann hab ich noch eine Frau kennengelernt, eine deutsche Frau, die hat eine Praxis als Homöopathin (...) Und diese Frau hat mich auch aufgenommen, bei ihrer Mutter vorgestellt, (...) haben die mich aufgenommen und meine Sprachschule bezahlt. (...) Die Vermieterin, die hat mir immer Gardinen gegeben, Tischdecken, Vasen, alles Mögliche. Die ruft mich an, wie war deine Prüfung heute? Wie geht's dir? Ich hab sehr nette Leute kennengelernt, ich denke, das ist Teil von meinem Glück.« (Grace, 25, Uganda)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er sich selbst ehrenamtlich engagiert und dass er darüber Kontakte findet und sich stabilisiert.

»Ich begeben mich in eine Menge sozialer Aktivitäten, und Frau (Schulsozialarbeiterin) hat mir viel geholfen, Kontakt zu vielen Leuten zu bekommen und dann Wege zu finden, das zu bekämpfen, Schwierigkeiten, Trau-

rigkeit. (...) Eine bessere Person in der Gesellschaft zu sein.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, dass er Ermutigung und Unterstützung »wie durch ein Wunder« von fremden Menschen erfährt.

»Manchmal empfangen ich Hilfe wie ein Wunder. Die ganze Zeit bin ich aus (Kleinstadt B) nach (ländliche Kleinstadt) gefahren, ich habe im Zug geschlafen, eine ganz alte Frau hat meine Hand genommen. Ich hatte Angst, und als ich hingeguckt habe, hatte sie mir 50 Euro zugesteckt. Ich habe gesagt: Warum? Sie sagte: Du brauchst es. Ich sagte: Warum? Sie kennen mich nicht. Sie sagte: Nein, du brauchst es. Und sie ist ausgestiegen. Wissen Sie, das ist Teil davon, manchmal, wenn ich irgendwo langgehe, bekomme ich einfach so etwas, das ist wie ein Wunder.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

• Aufhebung der Isolation durch Zugang zu Bildung und Arbeit

Die Interviewpartner beschreiben den Zugang zu Schulbesuch und Arbeit als wesentlich, um aus der Isolation als Flüchtling herauszukommen und sich in Deutschland zu orientieren.

»Die Leuten, die im Heim sind, wissen nicht, wie die anderen leben, die sind da nur im Heim, dürfen nicht zur Schule, dürfen nicht arbeiten, wie könnten sie so wissen, wie das Leben ist hier. Das habe ich gelernt, weil ich habe die Schule besucht, Kontakt mit Deutschen gehabt, gearbeitet, jetzt wusste ich ein bisschen.« (Chérif, 20, Guinea)

»Meinerseits bin ich sehr zufrieden. (...) *Sehr* nette Leute hab ich kennengelernt. Meine Lehrer sind *nett*, im Krankenhaus sind die Schwestern *nett*, die Personalabteilung, der Pfl-

gedienst, überall, wo ich gehe, in der Bahn, im Zug, auf der Straße, ich lächel die Leute an, die lächeln alle zurück. Schön, dass die mich überhaupt aufgenommen haben. Ich freu mich, dass ich hier bin. Neues Leben, neue Leute kennenlernen, Kultur, Essen und alles.« (Grace, 25, Uganda)

• Eigene Ressourcen

Die Interviewpartner berichten von vielfältigen Ressourcen, Fähigkeiten und Lösungsstrategien, die ihnen helfen, sich zu stabilisieren.

Viele Interviewpartner sind religiös. Sie berichten, dass der Glaube und der Anschluss an Religionsgemeinschaften ihnen Kraft geben.

»Das ist das A und O da, Kirche, Gott macht alles und du bleibst positiv (lacht). Und das habe ich weiter gezogen, bis heute, ich geh immer noch in die Kirche, singe im Chor, mache alles mit und *glaube* immer noch, dass Gott mich bis heute begleitet hat.« (Grace, 25, Uganda)

In der Verzweiflung und Isolation gibt die Religion Halt. Ein Interviewpartner berichtet, dass Selbstmord im Koran verboten ist und dass ihn das davon abhält, sich etwas anzutun.

»Das Einzige, was ich tue, ich bin nur zu Hause und bete. Natürlich habe ich fünfmal am Tag gebetet, das ist das Einzige, von dem ich glaube, dass es mir im Moment hilft. Ich bete, bete, bete nur. (...) Es gibt einige Passagen im Koran, wenn du sie liest, dass Gott dir sagt, dich selbst zu töten ist eine Sünde und die Strafe ist die Hölle. Manchmal finde ich es schwer, ich sage mir, ich werde es einfach versuchen und gegen den Stress, gegen diese Bedingungen ankämpfen. Das ist der Grund, warum ich mein ganzes Leben damit zubringe zu beten, zu Gott zu beten, damit es einen guten

Ausgang gibt. (...) Ich habe ein kleines bisschen Hoffnung. Weil ich denke, vielleicht wird es nicht immer so bleiben. Weil ich Probleme hatte, weil ich im Krieg war, hat Gott mich von diesen Kämpfen befreit. Ich glaube, dass Gott mich vielleicht eines Tage von allen diesen negativen Gedanken befreit. Das ist mein Glaube im Moment.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

einige andere Leute. Dann muss ich damit leben.« (Kate, 25, Uganda)

»Das Einzige, was mir Mut gegeben hat, war das Fernsehen, wenn Fußball übertragen wurde. Ich habe mir Fußball angesehen, schöne Programme habe ich mir angesehen, ja, weil ich CNN und all die anderen habe.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Fallbeispiel 14

Belay N., 27, stammt aus Eritrea. Er ist mit zehn Geschwistern aufgewachsen. Aufgrund der Armut seiner Familie konnte er nur die Grundschule besuchen. Als 16-Jähriger wurde er Soldat bei der Regierungsarmee, weil er seine Familie finanziell unterstützen wollte. Nach kurzer Zeit wollte er das Militär wieder verlassen, das wurde ihm aber verweigert. Da er Korruption und Ungerechtigkeit innerhalb der Armee offen ansprach, wurde er schikaniert, erhielt zum Beispiel keinen Urlaub und wurde inhaftiert und zu Strafarbeit verurteilt. Da ein legaler Ausstieg aus dem Militär nicht möglich war, flüchtete er nach acht Jahren. Da er als Deserteur in Eritrea gesucht wurde, ging er über die Grenze in den Sudan, wo ein

Verwandter ihn unterstützte, weiter nach Europa zu fliehen. Als 24-Jähriger kam er »versehentlich« mit dem falschen LKW nach Deutschland, eigentlich hatte er nach England gewollt. Nach wenigen Monaten erhielt er vom Bundesamt Abschiebeschutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention. Er hat eine Aufenthaltserlaubnis und einen Reisepass. Zum Zeitpunkt des Interviews besucht er einen Sprachkurs, lebt in einer eigenen Wohnung und finanziert seinen Lebensunterhalt durch eine ungelernete Tätigkeit. Auch seine Familie im Heimatland unterstützt er finanziell. Er würde gerne noch eine richtige Ausbildung machen. Als einziger Interviewpartner berichtet er nicht von Symptomen psychischer Belastung.

Interviewpartner, die sehr isoliert leben, nutzen das Fernsehen, um sich zu abzulenken. Sie berichten, dass sie Ermutigung daraus ziehen können.

»Ich verbringe meine meiste Zeit vor dem Fernseher, und ich sehe die Programme mit Gesundheit und so etwas, aber ich sehe so viele Leute, denen es schlechter geht als mir. Und sie leben, sie überleben. Das gibt mir auch Kraft. Wenn ich mich traurig fühle in mir, dann sehe ich jemand anderen, der kränker ist als ich, dann sage ich, ah, dann bin ich nicht alleine. Da sind

Ein Interviewpartner berichtet, dass er auch Fähigkeiten nutzen konnte, die er als Kindersoldaten erlangen musste – zum Beispiel die Fähigkeit, alleine durchs Leben zu kommen und für sich selbst einzustehen.

»(stöhnt) Als Junge lernte ich, allein zu sein, ohne Vater und ohne Mutter. (...) Du musst an dich selbst glauben. (...) Du bist alles, was du hast. Du bist du selbst. Du musst es sein. Du musst dich selbst in den Wettbewerb bringen, versuchen, für etwas Positives im Leben zu kämpfen. Versuchen,

dich selbst bekanntzumachen in der Gesellschaft. Gehorsam, Geduld und Respekt sind die wichtigsten Dinge. Anderen Respekt zu geben, so dass du selbst Respekt verdienst. Egal, das Kind oder der Alte, es kommt nicht darauf an, welches Alter. (...) Du musst feinfühler sein (sensitive), du musst kreativ sein, versuchen, kreativ zu sein und geschickt, um über die Runden zu kommen, um deinen Lebensunterhalt zu bestreiten, sogar wenn du keine Chance hast zu überleben. Wie zum Beispiel als ich im Dschungel war. Ich war ganz alleine, sogar im Regen, in der Sonne (trommelt mit den Fingern auf den Tisch), aber ich weiß, ich muss es schaffen. Ich soll leben. Ich sollte nicht aufgeben, weil ich der Einzige bin.« (David, 19, Sierra Leone)

Für alle Interviewpartner, die inzwischen Kinder haben, ist die Verantwortung für diese ein wichtiger, stabilisierender Faktor.

»Jetzt fühle ich mich irgendwie wie ein Mensch, (...) ein ganz normaler Mensch, weil, ich habe auch selber meine Familie gegründet. Ich hab jetzt drei Kinder. Und ich wohne mit meiner Frau zusammen in einem Haushalt. Und läuft eigentlich alles gut.« (Mike, 24, Sierra Leone)

»Manchmal dachte ich, dass vielleicht (stöhnt) gebe ich auf. Vielleicht wird es so sein für den Rest meines Lebens. Und wenn mir das in mein Herz kommt oder in meine Gedanken, dann sage ich, wenn ich das sage, dann werden meine Kinder auch leiden. Wie ich. Dann muss ich mehr Kraft bekommen.« (Kate, 25, Uganda)

Es ist auffällig, dass viele der Interviewpartner ein sehr hohes Maß an Eigeninitiative und Durchhaltevermögen zeigen. Eine Interviewpartnerin hebt Fleiß, Anpassungsbereitschaft und die eigene Motivation hervor sowie den Stolz auf das Erreichte.

»Und sehr fleißig, ich hab nie gemeckert, ich hab nie Probleme gehabt, wenn die sagen, Grace, mach diese Arbeit, mach die schmutzige, putz da, mach da, hab ich *alles* gemacht. Die (Therapeutin) hat mir gesagt: Grace, du musst alles machen. Mach alles! Du verlierst nichts, wenn du alles machst. Weil du weißt, was du willst, du willst eine Ausbildung, du willst examiniert sein, und du bleibst *fleißig*. Mecker nicht. (...) Habe ich nie gemacht, und ich habe immer gute Beurteilungen bekommen. (...) Ich wollte ein positives Leben führen. Also das heißt in der Zusammenfassung, die Motivation *von dir selbst*. Ich höre immer hier in Sendungen im Fernseher, man sagt, du kannst die Welt nicht verändern, aber du kannst dich verändern. Also, *du bist der Mittelpunkt, du bist du*. Du musst entscheiden, ich möchte das so oder ich möchte das so. (...) Ich bin auch stolz auf mich (lacht). Das sage ich mir, dann gehe ich irgendwo in die Stadt, setze mich hin und esse einen leckeren dicken Eissalat mit viel Obst. Und dann sage ich, ja, ich gönne mir auch was Schönes. Ich hab so viel gearbeitet, ich hab alles durchgemacht, schön und schlecht, und jetzt setze ich mich hier hin und gucke ich einfach nach vorne. Das wünsche ich mir für viele Flüchtlinge.« (Grace, 25, Uganda)

»Ich glaube, die einzige Sache im Leben, die du hast, ist Hoffnung. Und der Tag, an dem du sie verlierst, das ist es, wenn du stirbst. Wenn du so sehr verletzt worden bist. Ich denke, um die härtesten Situationen durchzustehen, ist die einzige Sache, an die du immer denken kannst, die Hoffnung. Und wenn du sie nicht hast, bist du nicht mehr. (...) Das war es, was mich angetrieben hat.« (Salomon, 24, Uganda)

4.2.7 Belastung, Symptome, Bewältigungsstrategien

Lediglich der Interviewpartner, der mit 16 zum eritreischen Militär gegangen ist, spricht nicht über Symptome psychischer Belastung. Alle anderen Interviewpartner berichten darüber, meist mit Bezug auf die Gewalterlebnisse im Heimatland. Die Belastung beschreiben sie als stärker insbesondere in der Anfangszeit ihres Aufenthalts, bei drohender Abschiebung oder im Kontext prekärer Aufenthalts- und Lebensbedingungen. Eine Absicherung des Aufenthalts und der Zukunftsperspektiven geht zumeist mit einer psychischen Stabilisierung einher.

»Da gab es so harte Zeiten, mit Trauma, mit weinen (atmet hörbar ein), mit kämpfen, richtig, fast aufgegeben, mit alles. Aber ich habe mich zurechtgefunden und ich fühle mich jetzt ganz wohl und du siehst, dass ich jetzt wieder ein normales Leben führe. Das wäre mein Appell an die jugendlichen Flüchtlinge, die Kinder und die Jungen, die Frauen überhaupt, die Erwachsenen, nach vorne zu gucken. Die bleiben in ihrer Vergangenheit stecken, die wollen nichts lernen, die haben Angst halt, wohin führt das Leben, wo ist die Zukunft und so. Ich kenne viele Leute, die sind wieder nach Hause gegangen. Ihr Antrag wurde abgelehnt, die wurden abgeschoben. Die wurden einmal in den Knast gesteckt und wieder nach Afrika gebracht. Und die sind da. Dann haben wir immer geheult und geweint und gedacht, wir sind dran, ich bin dran, du bist morgen dran. Du kommst und die sagen, das Zimmer ist abgeräumt worden, der ist *weg*. Die Leute leben diese Angst. Aber für mich war es wie ein Triumph alles durchzustehen. Jetzt sehe ich immer noch einige Leute, (...), die sind immer noch im Asyl. Bis *heute. Immer noch*. Und die sehen mich und die sagen, mein Gott, was für ein Glück hast du gehabt, dass du jetzt in normalem

Leben bist. Du bist in der *Ausbildung* in *Deutschland*. Ein schwarzes junges Mädchen, das nie Träume hatte.« (Grace, 25, Uganda)

Die Interviewpartner berichten von vielfältigen Belastungen, die im Folgenden aufgeschlüsselt werden.

- **Belastung durch Trennung von Familie und Einsamkeit**

Viele der jungen Flüchtlinge beschreiben, dass sie bis heute unter der Trennung von ihren Eltern leiden.

»Als ich hier ankam, war es nicht leicht, ich meine, das Leben war nicht einfach für mich, alleine sein, ohne irgendwelche Familienmitglieder ist nicht gut. (...) Das Leben hat sich verändert, so dass ich alles habe, was ich möchte, aber in Wirklichkeit ist es irgendwie traurig, es gibt so viele Dinge, die ich im Leben noch vermisse (beginnt zu weinen).« (Rose, 19, Uganda)

»Ich fühle mich in Sicherheit in diesem Land (leise). (...) So fühle ich mich. Außer der familiären Zuneigung, die mir fehlt. Die Abwesenheit meines Vaters und meiner Mutter.« (Jean, 16, Kongo)

»Klar, ich vermisse meine Eltern. Sehr viele Kinder sagen in meiner Klasse: Meine Mutter hat das gemacht, *ich* kann eine Minute nicht ohne meine Mutter. Und ich hab schon viele Jahre ohne meine Mutter gelebt. Aber wo gehöre ich hin? Zum Beispiel als ich dieses KP-Examen gemacht habe, bestanden mit 1.1, jeder Schüler stand da und die haben ihre Eltern angerufen. Wen soll ich anrufen? Ich hab nur meine beste Freundin angerufen und gesagt: Ich sehe, jeder ruft seine Eltern und seine Liebsten an, und ich hab *keinen*, also ich ruf dich an, nur zu sagen, ich hab mein Examen bestanden.« (Grace, 25, Uganda)

Einige der Interviewpartner beschreiben Belastungen, die vor allem auf ihre Lebenssituation ihrer neuen Umgebung zurückzuführen sind, auf Fremdheit und Isolation.

»Okay, als ich hier ankam, es war sehr hart sich an das Leben hier anzupassen. Es war nicht leicht. Die erste Zeit, habe ich fast die ganze Zeit geweint, weil ich denke, warum bin ich hier, was mache ich hier? Und warum nur ich? Ich fühlte mich wie, ich werde es nicht schaffen, aber die Zeit vergeht (sehr leise), dann gewöhne ich mich an alles. Es war nicht einfach (wieder lauter), aber auf der anderen Seite war es auch gut für mich, weil ich gefühlt habe, ich bin sehr weit weg von diesen Leuten, dass sie nicht kommen und mich wieder holen können. Auf der anderen Seite war es, als ob ich immer alleine wäre, die ganze Zeit (schluckt).« (Rose, 19, Uganda)

»Seitdem ich hierher gekommen bin, sind viele Dinge nicht in Ordnung. Ich finde, ich könnte so sein, als wäre ich frei, niemand jagt mich mehr, aber so viele Dinge sind hart. Es ist hart, hier irgendwo zu sein. Du kennst die Leute nicht, du kannst ihre Sprache nicht sprechen. Du hast nichts, nicht einmal Familie. (...) Manchmal ist es hart im Leben, wenn du nichts besitzt, du niemanden hast, nur für dich bist.« (Salomon, 24, Uganda)

- **Ungesicherter Aufenthalt und damit verbundene Belastungen**

»*Dein Leben ist gesperrt.*«

Die Interviewpartner berichten, dass sie die Situation des ungesicherten Aufenthalts und die damit verbundenen Einschränkungen – die Untätigkeit durch das Arbeitsverbot, die Verpflichtung, sich permanent im zugewiesenen Landkreis aufzuhalten, als sehr belastend erlebt haben.

»Du darfst nicht arbeiten, du darfst deinen Stadtkreis nicht verlassen, du wirst kontrolliert. Das ist sehr *schwer*, das macht das Leben schwer, ohne Hoffnung. (...) Dein Aufenthalt, das ist ein Problem. Bin ich akzeptiert? Werde ich nächste Woche wieder nach Afrika geschoben? Werde ich heute leben? Bin ich krank? Darf ich überhaupt Freunde besuchen? Du darfst nicht weg von (Bundesland), du darfst nicht arbeiten.« (Grace, 25, Uganda)

»Darfst du das nicht, darfst nicht zur Schule, darfst nicht arbeiten. (...) Bleib nur zu Hause, essen, schlafen, und mit deinem Stress, gar nichts. Und dann hast du kein Leben mehr. Dein Leben ist gesperrt.« (Chérif, 20, Guinea)

Mit dem unsicheren Aufenthalt ist auch immer die Angst vor Abschiebung verbunden. Eine Interviewpartnerin beschreibt, wie die jungen Flüchtlinge in den Heimen erleben, dass Nachbarn und Freunde abgeschoben werden.

»In diesem Heim haben wir immer gesehen, als Leute abgeholt wurden, wieder nach Afrika, wieder nach Asien, wieder nach Tschetschenien oder Türkei. Und das hat immer Angst gegeben, wir konnten nicht schlafen, weil du bist nicht sicher, dass deine Wohnung ist ungültig, ob du morgen zum Ausländeramt gehst, dein Visum holen und es wird dir abgenommen. Ich kenne mehr als acht Leute, die sind wieder gegangen. Und da war mein Nachbar, da waren die Leute, mit denen ich gekocht habe. Die Leute, mit denen ich gespült habe. Und das bringt *Angst*, das bringt Unruhe. Du kannst dich nicht immer konzentrieren, weil du denkst, du bist als nächstes dran. Diese Unsicherheit, jede Woche Visum, jeden Monat Visum. Du guckst immer drauf, dass es vorbeigeht.« (Grace, 25, Uganda)

»Das Leben wird nur einfach schlecht. Man isst, man sieht klare Luft, man hört nicht mehr Gewehre. Man weiß

schon, dass man wird nicht mehr sterben, aber man hat immer ständige Angst. Für mich war alles Horror, egal was ich tue, egal was ich mache, ich hab nur einfach diese Horrorgefühle. Und dann Leute kommen auch und erzählen uns noch Geschichten: »Fehler?« (signalisiert mit den Händen einen Rauswurf) Afrika! (...) Ich hatte diese Angst.« (Peter, 22, Sudan)

Selbst wenn es den jungen Flüchtlingen gelingt, ihre eigene Aufenthalts- und Lebenssituation zu verbessern, fühlen sie mit, wenn andere Menschen weiterhin unter Bedrohung und schlechten Bedingungen leben. Die Interviewpartner schildern dies als belastend und beklemmend.

dem Bahnhof, die Brüder, die zugrunde gehen, leiden. Sie haben keine Möglichkeiten, (...) nicht, weil sie nicht gewollt hätten, weil es keinen Weg gibt. (...) Wenn du zum Beispiel zehn Jahre lang oder 20 Jahre lang in diesem Land warst ohne Papiere, du sitzt nur da und wartest, dann hast du in 15 Jahren deine Papiere, was sollst du machen? Du kannst nur arbeitslos sein. Vor einigen Monaten war in dem Heim, in dem ich wohnte, jemand, (...) der war da seit über neun Jahren, ein Iraker, mit all dem Stress, und dann keine Hilfe. Er konnte nicht damit umgehen, er ist vor den Zug gesprungen, da wo wir wohnen, auf dem Bahnhof. Und er war schon älter, um 35 herum. Und diese Sache war einen Tag vor seinem

• Rassismus und Ausgrenzung

Ein Interviewpartner beschreibt, wie er unter der Ausweglosigkeit seiner Lebenssituation leidet. Durch die Residenzpflicht ist er gezwungen, sich permanent in einer Kleinstadt aufzuhalten, in der er sich ausgegrenzt und angegriffen fühlt.

»Es ist (stöhnt) so schwer für mich zurzeit. Seitdem ich hier bin, ich bin nun ein Jahr und ein paar Monate hier, hatte ich nie ein Problem, mit niemandem. Ich vermeide das immer. Manchmal wollen viele Leute mit mir Probleme anfangen, sie beleidigen mich mit allen möglichen Schimpfworten, aber ich sehe sie nur an und gehe meines Weges.

Fallbeispiel 15

Salomon Z., 24, stammt aus Uganda. Er wuchs bei seiner alleinerziehenden Mutter in armen Verhältnissen auf. Da sie nach Abschluss der Grundschule die weitere Schulbildung nicht mehr finanzieren konnte, gab sie ihren Sohn in die Obhut eines Onkels, der Hauptmann bei der nationalen Armee war. Dort diente er zunächst als eine Art Hausangestellter, ab dem Alter von zwölf Jahren nahm der Onkel ihn mit zum militärischen Training. Mit 14 war Salomon »voll ausgebildeter Soldat«. Als der Onkel vom staatlichen Heer zu den Rebellen der Peoples Redemption Army wechselte, diente auch Salomon den Rebellen. Er

nahm an Überfällen auf Dörfer teil, bei denen Kinder entführt wurden, um sie als Soldaten zu benutzen. Vor allem diente er jahrelang als Spitzel und Kurier. Er wurde von der Rebellenorganisation zur Highschool und zur Universität geschickt, konnte dort aber selbst nie Abschlüsse machen, sondern musste Mitschüler und Kommilitonen ausspionieren und agitieren. Salomon war bereits volljährig, als er nach einer Demonstration von Regierungskräften verhaftet wurde. Bei einer Hausdurchsuchung wurde ein Paket mit Waffen gefunden, das er hätte transportieren müssen. Während der darauffolgenden dreijährigen Haft wurde Salomon massiv gefoltert und erpresst, gegen einen

führenden Oppositionspolitiker auszusagen, dieser sei ein Rebellenführer gewesen. Die Rebellenorganisation organisierte schließlich seine Flucht im Zuge eines Gefangenentransports. Per Flugzeug wurde er nach Deutschland geschleust, wo er sich zum Zeitpunkt des Interviews seit mehreren Monaten befindet. Sein Asylverfahren läuft noch, er hat eine Aufenthaltsgestattung und besucht einen Sprachkurs. Aufgrund massiver körperlicher und traumatischer Beschwerden ist er in Behandlung und setzt sich aktiv mit seiner Vergangenheit als Kindersoldat und Folteropfer auseinander.

»Es ist schrecklich, wie *wir* leben, wie das Leben der Leute ist, im Asylheim. (...) Ich würde nicht sagen, dass ich bereits habe, was ich will, aber ich bin ungefähr auf der Hälfte der Strecke, 50 Prozent bin ich sicher. Es ist okay, ich bin in einer besseren Position, um in Deutschland zu bleiben, um ein gutes Leben zu haben. Aber es ist so hart für mich, draußen zu sehen, auf

Geburtstag. (...) Die schwierigste Seite ist, schwarze Brüder und Schwestern zu sehen, die sich selbst mit Drogen missbrauchen. Leute zu sehen, die Hilfe brauchen, und die Hilfe wird ihnen nicht gegeben. Leute, die Fähigkeiten haben, die genutzt werden könnten, die ihrem Talent erlauben, mit ihnen zu verblenden. Die keine Chance bekommen. (David, 19, Sierra Leone)

Weil ich keine Probleme will, ich mag keine Probleme. Ich kontrolliere meinen Ärger immer, mein Temperament. Ich kontrolliere das alles, das ist die einzige Möglichkeit. Mein Leben ist sehr schwierig, ich versuche es nur auf alle möglichen Weisen, aber es ist sehr schwer für mich (sehr leise). Ich weiß wirklich nicht, was ich machen soll.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Mehrere Interviewpartner berichten von Isolation und rassistischer Ausgrenzung. Sie leiden unter ihrer Lebenssituation und ihrem Flüchtlingsstatus.

»Mit der Situation in Deutschland (...) für dich als Schwarzer, der Rassismus ist so hart. Aber jetzt, in den letzten Jahren, wird es weniger. Es ist nicht leicht. Es sind die alten Leute, die noch die Mentalität des Rassismus haben. Aber nicht alle. Wie in (Stadtteil), vor diesen Jahren waren nur wenige Schwarze da. Wenn du rausgehst, gucken die Leute dich an. Manchmal kommt man in unangenehme Situationen, manchmal Polizeikontrollen. (...) Du siehst den Rassismus, es ist schwer. (...) Die Unterschiede zwischen dir und anderen. Aber, wie ich vorher sagte, so ist es. Und ich weiß, mit der Zeit werden die Dinge sich zum Besseren verändern. Das ist, wo unsere Gebete und Hoffnungen hingehen, dass eines Tages alle die gleichen Rechte haben, unabhängig von Rasse, Farbe, Geschlecht. Jeder wird in der Lage sein, die gleichen Rechte zu haben. Ich spreche nicht über Deutschland, ich spreche über die Welt als Ganzes, so dass jeder in der Lage sein wird, an einem besseren Ort zu sein.« (David, 19, Sierra Leone)

Ein anderer Interviewpartner fühlt sich aufgrund seines Flüchtlingsstatus ausgegrenzt.

»Ich kenne diese Art von Freiheit nicht, diese Freiheit ist noch nicht physisch und originär garantiert. Ich bin noch eingeschränkt auf (Großstadt), beschränkt auf (Großstadt) alleine. Was der schlechte Teil davon ist, ist nur die Segmentierung. Diese Segmentierung besteht noch. (...) Segmentierung bedeutet, Menschen voneinander zu segmentieren, ob er schwarz ist, weiß ist, er ist Ausländer, er hat keine Zukunft, er ist ein Flüchtling, er kann nicht Deutsch sprechen. Wir wollen ihn in diesem Land nicht, lass ihn in sein Land zurückgehen. Wir glauben nichts von dem, was er sagt. (...) Der Name

Flüchtling hängt uns an, klebt an mir, an allen, das klebt an einem. Du erinnerst dich, ich bin kein anderes Wesen, obwohl sie aber versuchen, mich anders zu machen. Aber in der Umgebung lassen sie mich weiterhin spüren, dass ich ein Flüchtling bin. Die Segmentierung ist so. Weil, da ist eine Wahrheit über uns Schwarze. (...) Nach Gott kommen die weißen Leute.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner relativiert die Situation der Ausgrenzung angesichts der Erfahrungen im Herkunftsland.

»Was auch immer ich für eine Situation habe, in der ich hier in Deutschland bin, egal würde ich sagen, (...) es ist viel *besser* als das, was wir Afrikaner in unseren *eigenen* Ländern gesehen haben. Das ist die große Sache. (...) Ja, es ist total schlecht dort. (...) Manchmal bringt die Gesellschaft dich dazu, dass du nicht einmal mehr auf dem richtigen Weg bist. Gehe weiter für den Rest deines Lebens. Tue Dinge, die richtig sind, auch wenn das, was die anderen tun, falsch ist. Nun, die Mehrheit steht immer höher als die Minderheit. Es gibt keine Chance, so ist es. Wenn ich mein Leben heute in Deutschland sehe, verglichen damit, wie es früher war, und verglichen mit anderen Leuten, würde ich sagen, ich danke dem Allmächtigen jeden Tag, es ist viel besser. So viel, viel besser.« (David, 19, Sierra Leone)

• Traumatische Symptome

Viele Interviewpartner schildern traumatische Symptome wie zum Beispiel Schlafstörungen, Alpträume, sich aufdrängende Erinnerungsbilder, Konzentrationsschwierigkeiten und Vergesslichkeit.

»Es geht mir einfach nicht gut und ich bin immer müde, ich schlafe nicht und manchmal denk ich an Sachen, an die ich gar nicht denken will. Dann kommen die ganzen Erinnerungen wieder.

Zum Beispiel in der Schule, wo ich jetzt hingehere, manchmal lerne ich was und wenn ich rausgehe, ich vergesse alles auf einmal.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Mehrere Interviewpartner beschreiben, dass sie vergessen möchten, was sie erlebt haben, aber immer wieder von den Erinnerungen eingeholt werden.

»Es ist schwer zu vergessen (stockt). Jedes Mal sage ich, ich will nicht über die Vergangenheit nachdenken. Ich will nur über die Zukunft nachdenken, aber – die Bilder kommen und kommen die ganze Zeit weiter.« (Rose, 25, Uganda)

Viele Interviewpartner berichten, dass die Erinnerungen sie in Alpträumen heimsuchen.

»Mit den Alpträumen aber war es einfach so, dass ich irgendwie mit den Gedanken nicht wegkomme von meiner Heimat. Ich hab irgendwie damals das Gefühl, dass ich immer noch in meiner Heimat bin, weil, jedes Mal wenn ich träume, träume ich einfach schlimme Sachen, die gar nicht wahr sind. Und das hat mich damals total fertig gemacht. Manchmal, wenn ich in der Nacht aufstehe, kann ich einfach nicht weiterschlafen, weil, ich war damals einfach zu total durcheinander.« (Mike, 24, Sierra Leone)

»Ich kann meinen Kopf nicht kontrollieren, ich bekomme immer schlechte Träume. Ich brauche Hilfe.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

»Das erste (stöhnt, Stimme ist belegt) Problem ist, zum Beispiel, wenn ich alleine bin, wenn ich fernsehe, manchmal kommen Nachrichten über Afrika oder Sierra Leone (atmet hörbar), etwas Schlechtes. Jedes Mal, wenn ich alleine dasitze, denke ich nur an meine Vergangenheit, das Schlechte. Die Dinge werden schwierig, ich finde sie schwierig. Es ist sehr schwer für mich, die schlimmen Dinge (atmet hörbar, wird leise) zu vergessen. Ich fühle in diesen

bestimmten Momenten, dass die Dinge mir jetzt passieren. Manchmal, wenn ich schlafe, wache ich auf aus Alpträumen von der Vergangenheit, ich wache auf und schreie, ich habe schlimme Träume von der Vergangenheit. Manchmal träume ich von Rebellenangriffen, sie töten viele Menschen, all diese Dinge, das tut mir nicht gut, aus diesen Träumen erwache ich.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner beschreibt eine Situation nach seiner Ankunft in der Ausländerbehörde, bei der es zu einem »Ausraster« kommt, die massive psychische Belastung des Jugendlichen deutlich macht.

»Morgens ich war bei der Behörde, Ausländeramt (seufzt). Und dann bin ich so tief gefallen, weil der Beamte, der hat mich so (stockt) ein bisschen provoziert, der war nicht so nett mit mir, und ich hatte immer noch dieses Soldat-Esprit im Kopf. Ich habe ihn fast geschlagen und war so aggressiv so. Er hat die Polizei angerufen, viele Polizisten auf einmal haben mich angegriffen. Dann dachte ich, ich habe andere Problem weg, und jetzt ich bin wieder drin. Ich habe geweint, geschrien, bis meine Stimme ist weg und war so schockiert. Und die Polizisten haben mich ins Krankenhaus gebracht. Da habe ich so Spritzen bekommen, Tabletten, ich war richtig krank. Ganze Nacht nicht geschlafen, geweint, weil ich sehe noch diese Bilder und dann habe ich gesagt, ich wollte lieber sterben. Das war sehr schwierig, im Bett, zwei Tage, so fest, gefesselt.« (Chérif, 20, Guinea)

Ein Interviewpartner beschreibt, wie sich seine psychischen Beschwerden in den Monaten nach seiner Ankunft in Deutschland aufgrund der Isolation und Untätigkeit immer weiter verschärfen und er von halluzinationsartigen Erinnerungsbildern an den Krieg überflutet wurde.

»Fängt dann richtig Horror an. Die ganzen Erfahrungen, Kriegserfahrungen, alles kommt, eines nach dem anderen. Weil, ich bin einfach in meinen Gedanken versunken. (...) Ich bleibe nur zu Hause. Und dann, ich hab alles Mögliche gesehen. (...) Ich frag mich auch heute, wie kann es passieren? (...) Ich hab doch die gleichen Augen, ich bin doch normal. Ich sitze nur so, Menschen kommen aus der Wand raus. Ich weiß nicht, wie man das beschreiben kann, aber wirklich, die kommen raus, blutige Hände, was ich einfach im Krieg gesehen habe. Abgehackte Hände, ja und das zerstörte (stöhnt, bricht ab)...« (Peter, 22, Sudan)

Viele Interviewpartner berichten, dass sie es vermeiden, an die Erlebnisse ihrer Vergangenheit zu denken, und sich nach Möglichkeit mit Arbeit, Schule oder Beschäftigung ablenken.

»So wie der Krieg passiert ist, bis heute noch ich habe im Kopf. Das stört mich viel. Nur wenn ich Sport mach oder arbeite, dass ich habe was zu tun, dann ich habe nicht so Gedanken, aber wenn ich ruhig bin, zu Hause oder am Schlafen, diese Bilder kommen wieder in den Kopf. (...) Ich habe viel geschafft bis heute. Aber ist mir immer noch was nicht so genau bei mir (stockt). Ich fühle mich, etwas fehlt bei mir. Wenn ich alleine bin, deswegen zurzeit arbeite ich so viel. Ich will immer was zu tun haben. Wenn ich ruhig bleibe zu Hause, die Gedanken kommen wieder und das ist schwierig.« (Chérif, 20, Guinea)

»Wenn ich alleine zu Hause bleibe, das bringt mich dazu zurück zu denken. Aber wenn ich etwas zu tun habe, hält mich das beschäftigt, dann denke ich nicht zu viel. (...) Bevor ich angefangen habe, zur Therapie zu kommen, pflegte ich sicherzustellen, dass ich die ganze Zeit beschäftigt bin, damit etwas zu tun habe wie putzen oder sowas, so dass ich nicht zu viel denke.« (Kate, 25, Uganda)

• Alkohol und Haschisch

Zwei der Interviewpartner beschreiben, dass sie eine Zeit lang versucht haben, ihre Belastung und Anspannung mit Hilfe von Alkohol und Haschisch in den Griff zu bekommen, letztlich so wie sie es als Kindersoldaten gelernt haben. Sie berichten, dass sich diese Strategie als wenig hilfreich erwiesen hat und dass sie davon wieder Abstand gekommen haben.

»Ich kam nach Deutschland, der Stress, ich habe da manchmal Alkohol getrunken. Aber Alkohol zu trinken, machte die Situation noch schlimmer. (...) Du konntest noch nicht einmal schlafen, es macht es schlimmer. Du rauchst wieder, das ist das Schlimmste. Du schläfst, du stehst auf, dann willst du etwas essen. Und das ist nicht der Weg für ein Ziel zu kämpfen. (...) In Deutschland ist Alkohol für Kinder verboten, aber das ist nur das Gesetz. Wenn ein Kind Alkohol haben will, wird es ihn bekommen. (...) Im Heim ist Alkohol, Gras, Marihuana das Mittel, mit dem du dich selbst umbringst, wenn du willst. Es ist da, du bringst dich um.« (David, 19, Sierra Leone)

»Damals war ich immer in einer Gruppe, wir kiffen. Tabletten oder Spritzen, ich denke, das hilft mir nicht. Ich habe angefangen, so viel zu rauchen, kiffen. Wenn ich kiffe, dann denke ich nicht. Mit Schule war schwierig am Anfang, ich konnte mich nicht konzentrieren, ich will fast jede drei Stunden ein bisschen rauchen. Und am Abend schlecht, nicht gut, nicht richtig schlafen.« (Chérif, 20, Guinea)

• Schuld

»Dein Gewissen kann dir nicht verzeihen.«

Einige Interviewpartner schildern, dass sie bis heute massiv unter der dem Gefühl der Schuld leiden.

»Einige von uns sehen sich selbst so, dass wir nicht einmal gut sind für die Gesellschaft (beginnt zu weinen). Es ist so hart, dass du denkst, es gibt keinen Grund, warum du lebst. Und dein Gewissen kann dir nicht verzeihen. Es ist sogar egal, ob du in der Gleichgültigkeit der Drogen bist oder nicht. Dein Gewissen kann dich nicht entlasten (atmet hörbar). Es ist wie eine Leiche, eine tödliche Krankheit, die du mit dir trägst, kein Heilmittel. Ich sage, es ist wie eine unheilbare Krankheit, an der du sterben wirst, und du weißt sogar, du stirbst, und sogar wenn du stirbst, gibt es noch nicht einmal einen Platz für mich im Himmel.« (David, 19, Sierra Leone)

»Was ich getan habe, als ich Kind war... Egal, wie die Leute sagen, du warst noch kleiner, du hast unter Drogen, aber ich fühl mich, dass ich habe was getan, weil ich sehe noch Bilder, ich sehe noch Bilder, die Leute, denen ich was getan habe und das ist sehr sehr schwer für mich mit zu leben.« (Chérif, 20, Guinea)

• Suizidalität

»Für mich ist das Leben nichts.«

Mehrere Interviewpartner äußern aktuelle oder vergangene suizidale Gedanken.

»Ich finde mein gesamtes Leben im Moment schwierig, weil ich völlig alleine bin, total verlassen. Im Moment kann ich sagen, ich überlebe nur durch die Hilfe Gottes. Mein Leben ist völlig auf Null im Moment. Ich finde es schwer damit zurechtzukommen. Deshalb denke ich manchmal viel darüber nach, etwas Dummes zu tun. Ich sage mir, was ist das für ein Leben? Ich kann das nicht ertragen, weil ich hierhin gekommen bin, um Schutz zu erhalten, aber ich bekomme nichts dergleichen, also ist es besser für mich, mich umzubringen oder weil mein

Leben nichts wert ist, es hat keinen Sinn (atmet hörbar). Ich finde mein Leben so schwer, um es so zu sagen, ich versuche es nur. Ich habe alles versucht, alles, nur um wenigstens stark zu sein, aber es ist so schwer für mich. Ja. Zum Beispiel wenn ich jetzt nach Hause gehe, nichts. Ich werde nur zu Hause bleiben, kein Ort, an den ich gehen kann. Das ist schwer für mich.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

»Ich weiß nicht, ob es etwas Wichtiges für das Leben gibt. Weil, manchmal sehe ich es so, als ob das Leben bedeutungslos ist. Es ist nichts. Weil wir alle kämpfen mit dem Leben (weint) und am Ende des Tages stellt es sich heraus als Nichts. Also für mich ist das Leben nichts. Ich meine, ich bin da, aber es bedeutet mir nichts.« (Rose, 19, Uganda)

»Du hast deinen Stress von Afrika. Du kommst her und hast auch Stress mit Beamten, die machen dir Angst, würden dich abschieben. Du darfst nicht zur Schule, du darfst nicht arbeiten. Dann auf einmal du hast keine Hoffnung mehr. Ja, du sagst, lieber sterben. (...) Manchmal ich frage mich, wie kann ich das alles schaffen bis heute. Am Anfang hier in Deutschland, ich habe keine Hoffnung, ich habe manchmal Gedanken, dass mich selber umbringe. Ich habe in Heimat viel Scheiße erlebt, und hier auch, mit Polizei und Krankenhaus im Bett gefesselt und dachte, ich kann nicht mehr leben.« (Chérif, 20, Guinea)

Ein Interviewpartner beschreibt, dass ihn gerade seine extremen Lebenserfahrungen davon abhalten, sich in der Verzweiflung im Exil das Leben zu nehmen.

»Wenn ich hätte sterben sollen, hätte ich vor langer Zeit sterben sollen. Ich wäre in meinem Land gestorben, nicht in einer friedlichen Umgebung, wo ich hinkomme und mich umbringe. Ich bin nicht im Gefängnis gestorben, dann werde ich nicht nach Deutschland kom-

men und mich selbst töten.« (David, 19, Sierra Leone)

4.2.8 Professionelle Unterstützung durch Sozialarbeit und Therapie

Viele Interviewpartner äußern Dankbarkeit, dass sie in Deutschland leben, dass sie Unterstützung erhalten, ihre Grundversorgung gesichert ist und sie Verfolgung und Not im Heimatland entronnen sind.

»Hier sind Menschen, sie machen eine Menge Arbeit. Sie helfen. Die Hilfe ist gut für mich, sehr gut. Ich arbeite nicht, wenn ich in meinem Land wäre, könnte ich nicht essen, meine Kinder würden nicht zur Schule gehen, sie hätten keine Kleidung, Essen und so. Aber hier ist die Versorgung okay. Gut.« (Kate, 25, Uganda)

• Mitarbeiter in Flüchtlingsunterkünften, Beratungsstellen etc.

»Alleine könnte ich das nicht schaffen.«

Eine wichtige Rolle spielen Mitarbeiter in Flüchtlingsunterkünften, die oft den ersten Kontakt zu neu angekommenen ehemaligen Kindersoldaten haben und die weitere Unterstützung in die Wege leiten.

»Als ich nach Deutschland kam, (...) da traf ich Leute, die erst meine Geschichte hören wollten, und danach waren sie da, um mir zu helfen, jedes Mal, wenn ich irgendein Problem hatte, wenn ich krank war oder wenn ich etwas wollte, waren sie immer da, um mir zu helfen, um mir beizustehen mit den Kindern. Sie nehmen mich wie ihr eigenes Kind. Um sicherzustellen, dass ich die ganze Zeit glücklich bin. (...) Das waren zwei alte Damen, eine hat in dem Heim gearbeitet, wo ich war, wo ich hingebacht worden war. Und die andere war meine Betreuerin, und die Fürsorge, und die Liebe, die sie

mir gaben, war *mehr* als einfach nur arbeiten in diesem Heim. Ja, sie waren *immer* für mich da.« (Rose, 19, Uganda)

»Ich habe dann diese Frau getroffen, die arbeitet in der Caritas hier in (Stadt), und die hat unterrichtet bei uns in dem Heim. Sie hat von mir sofort Interesse genommen und mir geholfen. Dann sagte sie, du bist 18, du darfst doch zur Schule gehen. Ich kannte keine ausländischen Rechte. Nicht mal die Sprache. Und da hat sie gesagt, machst du erst ein Praktikum in einer Grundschule, und dann habe ich ein Praktikum in der Grundschule gemacht, dann konnte ich mit den Kindern üben.« (Grace, 25, Uganda)

Auch Lehrer und Schulsozialarbeiter kommen mit den ehemaligen Kindersoldaten in Kontakt und können wichtige Bezugspersonen sein, die weitere Unterstützung in die Wege leiten.

»Ich habe Frau (Schulsozialarbeiterin) getroffen. Ich habe angefangen, mit ihr zu sprechen. Sie fing an, mir Mut und Hoffnung zu geben. Sie machte, dass ich mich frei fühle. Sie hat mich beschützt und unterstützt. (...) Und sie hat mir geholfen, mit (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge) in Kontakt zu kommen. Dann haben wir wenigstens angefangen, Boden unter die Füße zu kriegen, für mich selbst, und nicht aufzugeben im Leben, hart weiterzukämpfen.« (David, 19, Sierra Leone)

Mehrere Interviewpartner werden in verschiedenen Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer betreut. Diese bieten neben therapeutischer Unterstützung meist auch Sozialberatung und weitere Angebote.

Ein Interviewpartner berichtet, dass ein Psychosoziales Zentrum ihm einen muttersprachlichen Mentor vermittelt, der ihn intensiv begleitete und ihn von Ort, beispielsweise in Fragen des Schulbesuchs und behördlichen Angelegenheiten unterstützte.

»Wenn der (Mentor) zu mir kommt, wir machen nicht nur Hausaufgaben, wir reden auch. Der erklärt mir, wie kann ich besser hier in Deutschland mich organisieren, wie kann ich leben, wie ist hier die Kultur, wie ist die Behörden, ich muss Geduld haben. Also, wenn ich nicht reden könnte, ich nerve mich so mit Behörden.« (Chérif, 20, Guinea)

Der Interviewpartner schildert, dass das Psychosoziale Zentrum ein wichtiger Anlaufpunkt für ihn wurde. Da es für ihn mehrere Ansprechpartner gibt, die ihm auch im Alltag zur Verfügung stehen, können sie für ihn emotional eine Art Familienersatz bieten und deutlich zu seiner Stabilisierung beitragen.

»Seitdem ich Kontakt mit (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge) habe, das gibt mir jeden Tag, was ich machen soll, welche Richtung ist besser für mich. (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge) hat mir immer den richtigen Weg gezeigt. War nicht so einfach für mich so, dem zu folgen. (...) Ich habe jetzt Leute, wo ich hingehen und meine Probleme erzählen kann. (...) Ich habe meine Hauptschule geschafft, das war gut, dass zum Abschlussfest, der (Mentor) und Frau (Sozialpädagogin) gekommen sind wie meine Eltern, ich habe mich gut gefühlt. Die Schulkollegen haben selber gefragt: Sind die deine Eltern?, weil ich ein bisschen heller bin. Das hat mich auch sehr gefreut. (...) Mit (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge) das ist wie wieder eine Familie gefunden zu haben. Die haben viel geholfen, alleine könnte ich das nicht schaffen.« (Chérif, 20, Guinea)

• Therapie

»Es hat mir geholfen, ich selbst zu sein.«

Die Mehrzahl der Befragten war oder ist in (trauma-)therapeutischer Behandlung, meist in Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge.

Fast alle Interviewpartner beschreiben die Therapie als zentral für ihre Stabilisierung und benennen verschiedene Faktoren, die für sie dabei bedeutend sind. Die Therapeuten sind für sie zuverlässige Bezugspersonen, denen sie vertrauen, mit denen sie Themen besprechen können, die im Alltagsleben tabuisiert sind, die ihnen kompetente Ratschläge bei Schwierigkeiten geben und sie bei Problemlösungen unterstützen.

Zwei Interviewpartner berichten, dass sie dem Therapieangebot am Anfang skeptisch gegenüber standen und misstrauisch waren. Aufgrund ihrer Verzweiflung nahmen sie das Gesprächsangebot wahr und begannen, Vertrauen zu fassen.

»Die hat mich hier geschickt zum (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge). Erstmal wollte ich es nicht richtig, immer die Bürokratie in Deutschland. Weil ich habe Schwierigkeiten, ich bin traurig, bin ich trotzdem gekommen. Ich habe ganz anderes gesehen, dass die Leute nett sind, und höflich und ja, die wollten mir ehrlich helfen.« (Chérif, 20, Guinea)

»Skeptisch war ich ja auch, weil, die Therapeutin fragte mich, wie war es, wo kommst du her. Ein bisschen haben wir geredet, ein bisschen über den Krieg. Hab ich gesagt, ich kann der doch nicht sagen, dass ich ein Soldat war. (...) Warum muss ich denn alles jetzt erzählen, dann geht die Frau in den Sudan und sagt, dass hier einer von den Rebellen ist (lacht). Das waren meine Gedanken. (...) Danach hat die mir dann gesagt, ich soll einfach wissen, was ich getan habe, und wie sie mir helfen kann. (...) Über alle diese ganzen Sachen sprechen, wirst du wieder gut. Hab ich gesagt, okay. Sie klingt ja glaubwürdig. Weil, da steht schon Wasser zum Trinken, es gibt Angebot zum Essen, ich fühlte mich einfach wohl. Und dazwischen du siehst auch andere Schwarze, die kommen da rein, das Gefühl war spitzenmäßig. (...) Und je

mehr ich mit ihr rede, desto mehr Vertrauen und offen bin ich. Je mehr auch ist mein Herz befreit, wenn ich nach Hause geh, hab ich keine Angst mehr, dass ich mir was antun werde.« (Peter, 22, Sudan)

Einige Interviewpartner berichten, dass die regelmäßige Therapie dazu geführt hat, dass die traumatischen Beschwerden mit der Zeit abgenommen haben.

»Nachdem ich den Therapeut bekommen habe bei (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge), hab ich ihn wöchentlich besucht und hab meine Probleme erzählt und weiter haben wir miteinander geredet und langsam, langsam geht das Trauma weg. Seit Jahren ist es einfach nicht mehr vorgekommen.« (Mike, 24, Sierra Leone)

»Seitdem sind jetzt fast zwei Jahre vergangen (sehr leise). (...) Ich komme alle zwei Wochen. Und es brachte auch einige Veränderungen, eine Art Hilfe (weint), weil, jedes Mal, wenn ich mit jemandem über mein Problem spreche, dann fühle ich mich besser. (...) Etwas verstört mich, aber wenn ich darüber spreche, wenn ich es sage oder ich nach Ratschlägen frage, wie kann ich das machen, *wo* kann ich hingehen und nach etwas fragen, bekomme eine Antwort oder ich bekomme mein Problem gelöst, dann fühle ich mich gut. (...) Ich weiß nicht, wie es für andere Leute ist, aber meiner Meinung nach, es hilft eine Menge. Als ich hier zuerst hinkam, ich kann mich daran erinnern, es war nicht leicht für mich (weint). Es war immer hart, aber als ich anfang, hierher zu kommen, dann fühlte ich *jedes Mal*, dass es eine Verbesserung in meinem Leben gibt.« (Rose, 19, Uganda)

Ein Interviewpartner beschreibt, wie ihn die Therapie dabei unterstützt hat, seine eigenen Fähigkeiten und Ressourcen zu aktivieren.

»Die wichtigste Hilfe habe ich vom (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge) bekommen, die Therapien, das Sprechen. Sie erlaubten mir zu erkennen, was in meinem Bewusstsein ist, die Spannung in mir zu lösen. Es in die Praxis umzusetzen, meinen Ängsten zu erlauben, zu gehen. Es hat mir geholfen, ich selbst zu sein. Die Umgebung um mich herum wahrzunehmen. (...) Es motiviert mich, (...) selbstbewusst zu sein, fokussiert zu sein, höflich, und meine eigenen Fähigkeiten zu nutzen, meine Fähigkeiten auszuschöpfen, etwas aus meinem Leben zu machen.« (David, 19, Sierra Leone)

Viele Interviewpartner betonen, dass es sie entlastet und stärkt, mit ihrer Therapeutin oder ihrem Therapeuten zu sprechen.

»Sie machte mich stark. Auf alle Arten. Bis jetzt. Nur mit Sprechen. (...) Ich kann es noch nicht einmal erklären. Weil sie mit mir zu sprechen pflegte. Aber ich weiß nicht, wie sie es auch gemacht hat. Weil jedes Mal, wenn sie mit mir gesprochen hat, verstand ich alles, was sie sagte. Und es *half* mir, bis jetzt. Und sie hilft mir immer noch. (...) Wenn du etwas hast, es ist wie eine Bombe, und sie explodiert. So fühle ich. Es ist sehr schön, wenn du mit jemandem sprichst und jemand versteht.« (Kate, 25, Uganda)

»Ich gehe da hin, wenn ich Termin habe mit (Therapeutin), setze ich mich hin, trinken wir Kaffee, dann darf ich erzählen, was ich in der Woche gemacht habe oder im Monat oder wie lange ich nicht da war. Dann die fragt mich und ich darf meine *Meinung* sagen. Ich darf mein Herz (...) ausschütten, meine Gefühle, meine Wörter. (...) Entlastung ist das. Und das *hilft* auch. Weil, du redest mit der, und weißt, sie ist deine Vertraute. Viele Sachen, die ich nicht mit meinen Freunden rede, zum Beispiel ich finde das peinlich, in meiner deutschen Klasse zu erzählen, ich wäre Ausländer, Flüchtling, Kin-

dersoldat. Dann gucken die dich so komisch an. (...) Vielleicht denken die, du bist bekloppt oder so. Solche Sachen halt. Aber mit (Therapeutin) kannst du über *alles* reden. (...) Die hilft dir, die erzählt dir: Mach weiter, gib nicht auf. Die hält deine Hand und sagt: Ich bin stolz auf dich! Du heulst, die gibt dir Taschentücher, die ist wie eine Mutter oder eine Freundin. (...) Dann fühlst du dich sicherer. Du hast eine anvertraute Person. Das wirkt auch auf deinen seelischen Zustand, deinen körperlichen Zustand, und das ist Motivation. (...) Dann schreibe ich ihr Karten und die gibt mir Süßigkeiten, oder sowas, so *Kleinigkeiten*, da fühlt man sich so *angenommen*, akzeptiert, ich gehöre irgendwo dazu, trotz meiner Flüchtlingssituation, dass ich nicht zu Hause bin, dass ich meine Eltern vermisse.« (Grace, 25, Uganda)

»Es ist wirklich schön, weil sie mir sagen, wenn du Probleme hast, wenn du das nur in deinem Herzen bewahrst, wird es schlimmer werden. Manchmal kommt Frau (Therapeutin) zu mir, sie fragt mich nach Dingen, ich erkläre das dann. Manchmal finde ich mein Leben in diesem Moment entlastet. Sie hilft mir auf viele Weisen. Sie ist meine Hoffnung, mein Ein und Alles hier in Deutschland. Sie ist einfach wie eine Mutter, das bedeutet alles für mich. Sie versucht alles, um wenigstens dafür zu sorgen, dass ich stärker werde. (...) Jedes Mal wenn wir einen Termin haben, vielleicht einen oder zwei Tage vorher denke ich, ich habe eine Verabredung, weil ich dann wenigstens mit jemandem sprechen, ich kann meinen Geist befreien. Ich kann ihr vieles sagen und sie kann gleichzeitig mein Problem verstehen.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner hingegen berichtet, dass er das viele Sprechen in der Therapie als eher belastend empfindet, da es dazu führt, dass er wieder vermehrt mit seiner Vergangenheit konfrontiert wird.

»Alles in Deutschland ist immer mit Reden. Ich muss mich einfach aussprechen. Und je mehr ich spreche, desto mehr ist es wie wieder zurückzugehen und wieder zurückzugehen und wieder zurück. Je mehr ich darüber spreche in der Therapie, desto weniger kann ich meine Vergangenheit vergessen. Es geht nie. Ich weiß nicht, ob ich sagen würde, es hilft oder nicht. (...) Es ist, als ob jemand versucht, mich zu den Erinnerungen zurückzubringen. Das ist das erste Mal, dass ich mich einer Therapie unterziehe, so dass ich nicht weiß, wie das mit Therapien ist. Wenn ich vorher eine Therapie gemacht hätte, dann hätte ich eine Idee. Aber ich habe keine Idee, alles was wir tun ist nur reden und reden und reden und reden über die Vergangenheit und wieder über die Vergangenheit und wieder und wieder.« (Steve, 18, Sierra Leone)

Ein Interviewpartner berichtet, er habe keinerlei therapeutische Unterstützung erhalten. Erst kurz vor dem Interview hatte er begonnen, sich um einen Therapieplatz zu bemühen, da er die Symptome psychischer Belastung nach einer Abschiebungsandrohung nicht mehr ignorieren konnte.

»Ich denke, es wäre gut gewesen für mich, mehr Hilfe zu bekommen. (...) Besonders was ich in meinem Land durchmache. Wenn ich daran denke, es ist nur das. Ich versuche, nicht daran zu denken. Wenn ich daran denke, fühle ich mich nicht gut. (...) Weil ich niemanden habe, wo ich hingehen kann. Ich erkläre niemanden irgendetwas seit ich hier angekommen bin.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

4.2.9 Wünsche und Ziele für die Zukunft

Die Aussagen der Interviewpartner zeigen, dass ehemalige Kindersoldaten Zeit und auch Sicherheit brauchen, um im Exil neue Lebensperspektiven zu entwickeln. Aus dem Zitat eines

Interviewpartners, der sich erst seit wenigen Wochen in Deutschland aufhält, geht hervor, wie sehr die Lebenserfahrungen im Krieg und als Kindersoldat den Blick auf die Zukunft zunächst prägen.

»Ich weiß gar nicht, momentan, wie die Zukunft aussehen wird, aussehen soll, aber was in meinem Kopf im Moment da ist: Ich will erst mal lernen oder die Schule besuchen, danach Soldat werden, um gegen die Bösen zu kämpfen. (...) Ich will anderen Leuten, denen, die keine Kraft haben, helfen. (...) Ich will Leuten helfen. Vielleicht wird Gott mir irgendwann mal verzeihen. (...) Ich will meine Mutter und meine Schwester rächen und Leuten helfen.« (Hassan, 16, Sierra Leone)

Auch ein weiterer Interviewpartner, der noch im Asylverfahren ist, beschreibt, wie schwer es ist, nach einem Leben der Fremdbestimmtheit nun in einer völlig anderen Welt eigene Ziele zu entwickeln. Solange der Aufenthalt nicht gesichert ist, ist es kaum möglich, Zukunftsperspektiven zu entwickeln, weil die Angst vor Abschiebung alles überdeckt.

»Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht. Weil es sehr hart ist, einfach aus einem ganz anderen Leben herauszukommen (...), von diesem Leben sofort in ein anderes zu kommen. Ich habe gekämpft, (...) von zwölf Jahren an war ich ein Soldat und jetzt bin ich 24 Jahre alt, inklusive der drei Jahre im Gefängnis. Ich habe mehr Zeit als Soldat verbracht, wissend, dass der einzige Weg, dich um dein Leben zu kümmern, nur mit der Waffe ist. Es ist nicht das erste Mal, dass mir diese Frage gestellt wird, aber ich weiß wirklich nicht, was ich sein kann oder was ich werden kann. (...) Ich lebe in Angst, fast mein gesamtes Leben. Ich habe viel durchgemacht, sowohl im Gefängnis und als Rebell. Jedes Mal war ich wie jemand Hoffnungsloser, jemand, der nur wegläuft, weil

du nirgendwo bleiben kannst. Bis du hier bist, suchen sie dich, du wechselst alles, du fliehst an einen anderen Ort. Und im Gefängnis war es noch schlimmer. Jedes Mal, wenn ich nicht weiß, was mit meinem Fall vor sich geht, ob ich morgen zurückdeportiert werde oder was mir morgen passieren wird, das macht mir viel mehr Angst. Ich weiß einfach nicht, was ich werden kann, weil ich nicht weiß, ob ich immer hier sein werde oder ob ich zurückgebracht werde. Ich habe einfach Angst vor allem. (...) Ich will nur frei sein (flüstert), einfach glücklich sein, wie jeder andere Mensch. Nur ein Leben ohne Angst zu leben. Ja, das ist es, was ich möchte, im Moment.« (Salomon, 24, Uganda)

Auch ein anderer Interviewpartner, der nach Jahren in Deutschland immer noch mit einer Duldung lebt, beschreibt, dass es kaum möglich ist, eigene Perspektiven und Ziele zu entwickeln, solange die äußeren Bedingungen unsicher sind.

»Ich kann meine Zukunft nicht sehen, weil ich nicht weiß, wo ich überhaupt anfangen. Wenn ich weiß, wo ich anfangen, dann kann ich meine Zukunft kennen.« (Abdul H., 25, Sierra Leone)

Die Interviewpartner hingegen, die sich bereits seit längerer Zeit in Deutschland befinden, ihren Aufenthalt absichern konnten und Zugang zu Therapie und Bildung bekommen haben, konnten Vorstellungen eines »normalen« Lebens entwickeln.

»Nächstes Jahr bin ich eine examinierte Krankenschwester, und jetzt werde ich meinen Führerschein anfangen zu lernen, hab ich ein bisschen gespart. Ja, was will ich noch mehr? Wenn ich eine Stelle habe, nächstes Jahr, ein kleines Auto, und einen deutschen Pass, was wäre denn noch ein Traum für einen Flüchtling?« (Grace, 25, Uganda)

Die Lebenserfahrung als Kindersoldaten spielt für sie weiterhin eine wichtige Rolle. Mehrere Interviewpartner berichten über Pläne für Hilfsprojekte, Ideen der »Wiedergutmachung«.

»Wir haben viel erlebt, wir wollen vielleicht ein Projekt machen, wenn wir das schaffen, um anderen Kindern zu helfen. Deswegen fangen wir an zu arbeiten jetzt. (...) Ich würde sehr gerne mithelfen, dass das nicht mehr bei anderen Kindern passiert, und den Kindern oder anderen Leuten, denen das passiert ist, zu helfen, dass sie weiterleben können, um ein normales Leben zu haben. (...) Weil, ich sehe mich selber, ohne Hilfe könnte ich noch weiter bis heute so sein. (...) Auf jeden Fall, ich hab viel gelernt und viel Erfahrung gesammelt, ich würde weiter kämpfen, nicht nur für mich, auch für andere Jugendliche.« (Chérif, 20, Guinea)

Diejenigen, deren Eltern und Angehörige eventuell noch leben, wünschen sich, sie eines Tages wiederzufinden.

»Mein Wunsch wäre, später meinen Vater zu suchen, aber da habe ich jetzt noch keine Ahnung, und ich möchte mich noch nicht sofort einmischen und meine Gefühle wieder aufwecken.« (Grace, 25, Uganda)

»Meine Zukunft? Erstmal wieder meine Familie zu finden und mit ihnen glücklich zu sein. Ich würde auch sehr stolz auf mich sein, wenn ich anderen Jugendlichen helfe. (...) Ich habe Angst und ich schäme mich, wenn ich meine Mutter wiederfinde, dass sie mich ansieht als nicht so guten Jungen. Wenn sie mich als schlechten Jungen sieht, sie würde für immer weinen. Weil, sie würde sich selber die Schuld geben, (...) das wollte ich nie. Und das gibt mir mehr Kraft zum Weiterkämpfen, wenn ich sie einmal finde, dass sie stolz ist. Und ich würde auch stolz sein, dass ich ihr vielleicht helfen kann.« (Chérif, 20, Guinea)

Viele wollen ihr Leben in den Dienst des Friedens und der Veränderung stellen.

»Was ich mir wünsche ist, ich möchte in meinem Leben, bis ich sterbe, nie wieder am Krieg teilnehmen. Ich möchte auch Leuten, die Schwierigkeiten, Kriegsschwierigkeiten haben, einfach helfen. Also so was wie ein Botschafter für Frieden oder so, für mein Leben. Ich hoffe, ich schaffe das. Einfach laut zu sein, ein Friedensbotschafter.« (Peter, 22, Sudan)

Einige Interviewpartner betonen, dass sie eine hohe Bildung erlangen wollen und später in ihren Heimatländern verantwortungsvolle Positionen übernehmen möchten, um sich für eine gerechtere Gesellschaft einzusetzen.

»Ich habe *große Träume* (lacht). Träume, die ich vorher nicht hatte. Ich habe jetzt Träume, jemand Besseres in der Gesellschaft zu sein. Wenn ich die Möglichkeit haben könnte, zurück nach Hause in mein Land zu gehen, wissen Sie, eine verantwortungsvolle Position einzunehmen, (...) Menschen zu helfen, die Hilfe brauchen. Eine eigene Stiftung zu haben, eine Hilfsorganisation, mit Wohltätigkeitsheimen. Ein normales Leben zu leben, mit Familie und dann einem guten Job. (...) In der Lage zu sein, anderen zu geben, was ich bekommen habe, was ich vorher nicht hatte. Ihnen die Möglichkeiten zu geben. (...) Ich hoffe, dass die Zukunft erfreulicher und angenehmer sein wird. (...) Ja, und viele Freunde zu finden, so viele Freunde wie ich kann (lacht).« (David, 19, Sierra Leone)

»Ich glaube an mich, ich kenne meine Fähigkeiten, ich weiß, wozu ich in der Lage bin. Ich weiß, wenn ich die Gelegenheit habe zu lernen, werde ich ein sehr guter Student sein. Ich kenne mich. Und mein Wunsch ist, ein sehr guter Mensch zu sein in der Zukunft (seufzt). (...) Das Problem in Afrika, das Hauptproblem ist Korruption. Die Führer,

sie verfolgen nicht die Interessen der Bevölkerung. Sie sind selbstüchtig. Deshalb sage ich mir, wenn ich die Gelegenheit habe, diesen Menschen zu helfen, würde ich mein Bestes geben. In meinem Heimatland zum Beispiel, ich denke nicht, wir haben es verdient zu leiden. (...) Wir können leben wie jeder Mensch in Europa oder Amerika. Wir haben alle Möglichkeiten zu leben, wir sind nicht so viele und Gott hat uns viele Ressourcen gegeben. Das einzige Problem ist, sie richtig zu nutzen. (...) Also habe ich mir gesagt, wenn ich eines Tages diese Möglichkeit habe, werde ich etwas Gutes für Afrika tun.« (Abdoulaye, 18, Sierra Leone)

Einige betonen, dass sie die Hilfe, die sie hier in Deutschland erfahren haben, sehr zu schätzen wissen und den Wunsch verspüren, etwas davon zurückzugeben oder weiterzugeben.

»Ich wünsche nur, dass es Zeit geben wird und Wege, auch eine Menge Wertschätzung zu zeigen. Zum Beispiel, wenn ich etwas erreiche im Leben. Ob ich reich oder halb reich bin. Aber ich habe nicht vor, ein armer Mann zu sein (lacht). Um den Menschen zu zeigen, die mich heute formen, die mir heute den Weg zeigen, die mir gesagt haben, das zu sein, was ich bin. (...) Den Individuen, die mir geholfen haben, Vertrauen in mich zu haben, in erster Linie. Obwohl sie mich nicht kennen. Die sagen: David, du kannst das machen. Leute wie Frau (Schulsozialarbeiterin). Ihnen etwas zurückzugeben, wissen Sie? Dass ihr Vertrauen nicht gescheitert ist. (...) So dass sie wenigstens ihre gute Arbeit und ihren guten Glauben weiterführen können, in dem Wissen, dass das, was sie tun, keine Zeitverschwendung ist. Es geht nicht um das Geld, es hat auch etwas mit dem Herzen zu tun. Ja, zu sagen, dass ich dankbar bin, und vielen Dank, ich bete immer für sie, immer (lacht).« (David, 19, Sierra Leone)

5. Zusammenfassung und Empfehlungen

5.1 Zusammenfassung

In der Studie kommen 15 ehemalige Kindersoldaten aus Eritrea, Guinea, dem Kongo, Sierra Leone, Sudan und Uganda zu Wort, darunter drei junge Frauen.⁴⁵ Zehn von ihnen flohen als unbegleitete Minderjährige nach Deutschland, fünf als junge Volljährige.

Die Mehrzahl der Interviewten stammt aus ärmeren Bevölkerungsschichten, aber es sind auch Interviewpartner aus wohlhabenderen, intellektuellen Elternhäusern vertreten. Die meisten waren bereits vor ihrer Rekrutierung als Kindersoldaten durch Kriegserlebnisse belastet.

In diese Studie wurden nur Interviewpartner einbezogen, die tatsächlich als Kindersoldaten rekrutiert worden sind. Aber auch die Gruppe der Kinder und Jugendlichen, die vor der drohenden Rekrutierung fliehen, ist schutzbedürftig. Ein Interviewpartner berichtet, wie er über viele Monate in einem Versteck lebte, um nicht als Kindersoldat rekrutiert zu werden. Hätte er früher ins Ausland fliehen können, wäre er vor der jahrelangen aktiven Teilnahme am bewaffneten Konflikt und der daraus resultierenden schweren Traumatisierung geschützt worden.

Die Teilnehmer an dieser Studie wurden meist in Zwangs- und Gewalt-situationen rekrutiert – sie hatten keine Alternative: sie wurden verschleppt, teilweise nach dem Mord an ihren Eltern; einige schlossen sich bewaffneten Gruppierungen an, nachdem sie in Kriegssituationen ihre Familien verloren hatten. Zwei von ihnen wurden von nahen Familienangehörigen rekrutiert.

⁴⁵ In Deutschland leben nicht nur ehemalige Kindersoldaten aus Afrika, sondern auch aus dem Mittleren Osten, aus Asien und Lateinamerika, beispielsweise aus Afghanistan oder Sri Lanka. Aus diesen Gruppen konnte kein Interviewpartner gewonnen werden.

Lediglich einem Interviewpartner gelang nach kurzer Zeit die Flucht, die anderen mussten sich am bewaffneten Kampf beteiligen. Viele waren an Überfällen auf die Zivilbevölkerung beteiligt. Darüber hinaus wurden sie für vielfältige Aufgaben eingesetzt, wie dem Transport von Lasten, Spitzel- und Botendienste und die Versorgung der Truppe. Die Mädchen wurden gefangen gehalten und vergewaltigt, mindestens eines der Mädchen wurde auch militärisch eingesetzt.

Aus den Berichten der Interviewpartner geht hervor, dass die Kinder und Jugendlichen innerhalb der bewaffneten Einheiten Willkür, Gewalt und Demütigungen ausgeliefert waren. Erwachsene nutzten sie aus, häufig wurden gerade die Kindersoldaten an vorderster Front geopfert. Die Interviewpartner berichten, dass sie in den bewaffneten Einheiten gezielt unter Drogen gesetzt wurden, um Hemmungen abzubauen und dass sie selbst Drogen benutzten, um sich zu betäuben, um Angst, Verzweiflung und Schuldgefühle nicht zu spüren.

Die Interviewpartner schildern, wie sie den Kriegs- und Gewaltsituationen ohne Eltern oder andere sichere Bezugspersonen ausgeliefert waren. In dieser Situation völliger Ausweglosigkeit wurde die bewaffnete Gruppe ihr neues Umfeld und Zuhause. Kommandanten traten an die Stelle der Eltern. Für viele wurde ihre Waffe zum zuverlässigsten Begleiter. Sie machten die Erfahrung, mit der Waffe Macht über andere Menschen und Macht über Leben und Tod zu haben. Sie erlebten den Tod von Kameraden, die permanente Bedrohung ihres eigenen Lebens und Todesnähe. Aus den Berichten wird deutlich, dass ihre Erfahrungen so überwältigend waren, dass sie von den Kindern und Jugendlichen nicht verarbeitet werden konnten. Als Kindersoldaten mussten sie ihre Gefühle ausblenden, verdrängen, sich anpassen und in ihr Schicksal fügen.

Die Berichte der Interviewpartner zeigen, dass es quasi unmöglich war, die bewaffneten Einheiten wieder zu verlassen. Viele mussten mehrere Jahre dort bleiben. Einige wurden entlassen, nachdem die bewaffneten Konflikte im Land beendet waren. Ein Interviewpartner wurde von einer Hilfsorganisation gerettet, andere wurden von Regierungskräften gefangen genommen und inhaftiert. Mehreren gelang unter Lebensgefahr die Flucht aus der bewaffneten Einheit oder der Haft. Teilweise waren sie dann bereits volljährig.

Die Interviewten berichten, dass sie nicht in ihre Heimatdörfer zurückkehren konnten, dass ihre Eltern tot oder nicht mehr auffindbar waren, dass sie nach ihrer Flucht gesucht wurden oder nach dem Ende der bewaffneten Konflikte als ehemalige Angehörige bewaffneter Einheiten bedroht wurden. In ihren Heimatländern waren ihre Sicherheit und ihr Leben in Gefahr, so dass sie sich zur Flucht außer Landes entschlossen.

Aus den Aussagen der Interviewpartner geht hervor, dass die Maßnahmen zur Abschreckung von Flüchtlingen keinerlei Einfluss auf die Wahl des Ziels ihrer Flucht haben. Lediglich ein Interviewpartner kam bewusst nach Deutschland, da sein Vater bereits hier lebte. Alle anderen haben lediglich eine Möglichkeit zur Flucht angenommen, die sich ihnen geboten hat. Sie wussten bis zu ihrer Ankunft nicht einmal, dass sie nach Deutschland kommen werden.

Vier Interviewpartner berichten, dass sie ihre Flucht selbst finanziert haben, mit Geld oder Diamanten, die sie noch aus ihrer Zeit bei den Rebellen besaßen. Vier andere schildern, dass Verwandte oder Freunde ihrer Eltern die Flucht für sie organisierten und finanzierten. Drei weitere Interviewpartner wurden unentgeltlich durch Mitarbeiter von Kirchen und Hilfs-

organisationen ins Ausland gebracht. Ein Interviewpartner schmuggelte sich als blinder Passagier in den Laderaum eines Schiffes, ein weiterer wurde von Mitgliedern der Rebellenorganisation, der er angehört hatte, aus dem Gefängnis befreit und ins Ausland gebracht. Zwei der Interviewpartner, die ihre Geschichte erst ab ihrer Ankunft in Deutschland erzählen, machen keine Angaben zur Organisation ihrer Flucht.

Ein Drittel der Interviewpartner kam versteckt im Laderaum von Schiffen, zwei Drittel wurden von Fluchthelfern im Flugzeug nach Deutschland begleitet. Sie berichten, dass sie hier abgesetzt wurden und von da an in einem fremden Land auf sich selbst gestellt waren. Alle Interviewpartner schildern, dass sie nach ihrer Ankunft afrikanisch aussehende Menschen angesprochen haben, die ihnen weiterhalfen und sie zu den zuständigen Behörden brachten.

Sie meldeten sich an ihrem Ankunfts-ort bei der Ausländerbehörde oder einer Außenstelle des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge. Sie wurden dann einem Bundesland zugewiesen, erhielten eine Fahrkarte und mussten sich selbstständig, ohne Begleitung, dorthin in eine zentrale Erstaufnahmeeinrichtung begeben. Nach einigen Wochen wurden sie dann ihrem Wohnort zugeteilt. Die erste Zeit in Deutschland war mit für sie häufig undurchschaubaren Vorgehensweisen und schwierigen Ortswechseln verbunden, bei denen sie selbst nicht mitentscheiden konnten.

Aus den Schilderungen der Interviewpartner geht hervor, dass die Prozedur des Asylverfahrens für viele von ihnen undurchschaubar und belastend war. Einige berichten, dass sie die Atmosphäre in den Behörden als unfreundlich erlebt haben und dass sie sich verloren fühlten. Sowohl die Bedeutung der Asyl-Anhörung im Allgemeinen als auch der Sinn einzelner Fragen (beispielsweise das Beharren darauf,

dass eine Hausnummer des letzten Wohnsitzes im Heimatland angegeben werden müsse), war den Jugendlichen häufig unklar. Eine Interviewpartnerin berichtet, dass es für sie eine große Unterstützung war, dass sie aufgrund ihrer psychischen Belastung von einer vertrauten Sozialarbeiterin zur Anhörung begleitet wurde.

Zum Zeitpunkt des Interviews für die Studie waren drei der Interviewpartner noch im Asylverfahren und bei einem Minderjährigen wurde noch kein Asylantrag gestellt. Zwei Interviewpartnern wurde vom Bundesamt Abschiebungsverbot aus humanitären Gründen zugesprochen und einem nach der Genfer Flüchtlingskonvention. Eine Interviewpartnerin erhielt Asyl nach Artikel 16a GG.

In sieben Fällen lehnte das Bundesamt den Asylantrag ab. Bei einem Interviewpartner wurde die Entscheidung auf Intervention eines Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge und Folteropfer vom Bundesamt revidiert und Abschiebehindernisse aus humanitären Gründen zugesprochen. Die übrigen klagten vor Gericht gegen die Ablehnung, meist mit Unterstützung von Beratungsstellen und Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge. Bei einem Interviewpartner läuft das Gerichtsverfahren noch, vier anderen wurde vom Gericht Abschiebungsschutz zugesprochen. Bei einem Interviewpartner wurde die Klage vor Gericht negativ beschieden – er hatte aus Scham und Angst seinen aktiven Einsatz als Kindersoldat verschwiegen. Erst Jahre später berichtete er über seine Erlebnisse. Nun läuft ein Folgeantrag beim Bundesamt.

Die Monate bzw. meist Jahre des ungesicherten Aufenthalts, des Wartens auf eine Entscheidung des Bundesamtes oder der Gerichte und der unklaren Zukunftsperspektiven beschreiben die Interviewpartner als angstbesetzt. In dieser Zeit konnten sie kaum Zukunftsperspektiven entwickeln.

Inzwischen haben sieben Interviewpartner eine Aufenthaltserlaubnis. Zwei Interviewpartner verfügen über eine unbefristete Niederlassungserlaubnis. Sie schildern Erleichterung und Entlastung über die Absicherung ihres Aufenthalts.

Vier der zehn minderjährig eingereisten Interviewpartner berichten, dass ihre Altersangaben und Geburtsdokumente nicht anerkannt wurden und sie von den Behörden älter gemacht wurden. Zwei wurden durch die Altersfestsetzung 16 und somit asylmündig, zwei sollten volljährig gemacht werden. Das Ältermachen hat zur Folge, dass sie den besonderen Schutz für Minderjährige im Asylverfahren verlieren oder nur für kürzere Zeit bekommen. Alle schildern, dass ihnen nichts erklärt wurde, dass sie es als unverständlich und beängstigend erlebt haben, dass ihre Angaben geändert wurden und dass sie ihre Machtlosigkeit als sehr belastend empfunden haben.

Lediglich einer der Interviewpartner wurde sofort nach seiner Ankunft in einer Jugendhilfeeinrichtung aufgenommen. Die anderen Minderjährigen und die Volljährigen wurden zunächst in großen zentralen Erstaufnahmeeinrichtungen der Bundesländer untergebracht, wo sie Mehrbettzimmer mit Erwachsenen teilten.

Für sämtliche minderjährig eingereiste Interviewpartner wurde ein Vormund bestellt – für fünf ein Amtsvormund, für drei ein Vereinsvormund. Zwei Interviewpartner machen dazu keine näheren Angaben. Alle Interviewpartner, die von einem Vereinsvormund betreut wurden oder werden, berichten, dass dieser eine wichtige, unterstützende Rolle in ihrem Leben hat. Die Amtsvormünder treten offensichtlich weniger in Erscheinung – zumindest erwähnen die betroffenen Interviewpartner sie meist nicht. Ein Interviewpartner schildert, dass er sich

von seinem Amtsvormund wenig unterstützt fühlte.

Die Hälfte der minderjährig eingereisten Jugendlichen wurde nach einigen Wochen in Jugendeinrichtungen untergebracht und betreut. Die Interviewpartner berichten positiv über die Erfahrung sicherer Lebensbedingungen und Unterstützung. Die Mitarbeiter sind in der Anfangszeit oft die engsten Bezugspersonen der ehemaligen Kindersoldaten. Aus den Schilderungen der Jugendlichen geht hervor, dass sie froh und dankbar über die Unterstützung waren, aber es ihnen teilweise auch schwer fiel, wieder Vertrauen zu Erwachsenen zu fassen. Ein Interviewpartner hingegen schildert, dass ihn die geforderte Disziplin in der Jugendwohngruppe und die Anweisungen der Erzieher an das Militär erinnerten und dass er aufgrund eskalierender Autoritätskonflikte die Wohngruppe verlassen musste.

Die Interviewpartner, die als Minderjährige nicht in Jugendhilfeeinrichtungen untergebracht wurden, sagen, dass sie in der Anfangszeit in Deutschland mehr Unterstützung und Begleitung benötigt hätten.

Die Hälfte der Minderjährigen und die Volljährigen wurden in Asylbewerberunterkünften untergebracht. Die Interviewpartner schildern die Lebensbedingungen in den Asylbewerberunterkünften als extreme Belastung. Aus den Berichten geht hervor, dass die Unterkünfte in der Regel räumlich und hygienisch in schlechtem Zustand sind. Die meist psychisch schwer belasteten jungen Flüchtlinge mussten in der Regel in Mehrbettzimmern mit fremden Menschen leben. Das Umfeld ist häufig für die jungen Menschen extrem ungünstig. Aus den Berichten geht hervor, dass in manchen Sammelunterkünften Alkohol- und Drogenkonsum an der Tagesordnung sind. Die neu ankommenden Jugendlichen und jungen Volljährigen erleben Erwach-

sene, die perspektivlos und verzweifelt sind, sie erleben Suizidversuche und Abschiebungen.

Zwei Interviewpartner berichten, dass ihre Therapeuten bei den Sozialämtern eine verbesserte Unterbringung beantragten und dass sie daraufhin in Heime mit besseren Bedingungen umziehen konnten. Ein Jugendlicher schildert, dass der Versuch eines freundlichen Sachbearbeiters, ihn jugendgemäß unterzubringen, am Widerstand der Behördenleitung scheiterte.

Mit der Aufenthaltserlaubnis erhalten Flüchtlinge die Erlaubnis, aus der Asylbewerberunterkunft auszuziehen und eine Privatwohnung zu beziehen. Mehrere Interviewpartner leben zum Zeitpunkt des Interviews inzwischen in einer eigenen Wohnung.

Viele der jungen Flüchtlinge wurden in Kleinstädten oder Dörfern untergebracht. Einige berichten, dass ihre Möglichkeiten, Freunde, die Schule oder Kurse zu besuchen durch die Verpflichtung, sich am zugewiesenen Wohnort aufzuhalten (die »Residenzpflicht«), erschwert oder verhindert wurden. Manche hatten dadurch auch Schwierigkeiten, Zugang zu Beratungsangeboten zu bekommen. Teilweise schildern sie, dass sie sich an den zugewiesenen Wohnorten isoliert und ausgegrenzt fühlten. Aber die Interviewpartner berichten auch von positiven Begegnungen mit Menschen auf der Straße, von Freundschaften mit anderen Flüchtlingen, von freundlicher Aufnahme und ehrenamtlicher Unterstützung. Insbesondere die jungen Frauen sind auf viel Hilfsbereitschaft getroffen.

Der Zugang zum Bildungssystem wird von vielen als wesentlicher Faktor zur Stabilisierung im Alltag, zur Integration und Entwicklung von Zukunftsperspektiven geschildert. Bei allen Interviewpartnern war der Schulbesuch durch die vom Krieg geprägten Lebensbedingungen im Heimatland

nur eingeschränkt möglich und wurde spätestens mit der Rekrutierung als Kindersoldaten abgebrochen. Die Interviewpartner berichten von einer hohen Motivation, die Bildungslaufbahn fortzusetzen.

Die Minderjährigen, die in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe aufgenommen wurden, berichten, dass sie von Anfang an Deutschkurse besuchen konnten. Die unbegleiteten Minderjährigen und die jungen Volljährigen, die in Asylbewerberunterkünften für Erwachsene untergebracht wurden, wurden nach ihren Schilderungen meist weitgehend sich selbst überlassen. Einige berichten, dass ihnen der Schulbesuch zunächst verwehrt wurde. Teilweise mussten sie stattdessen »gemeinnützige Arbeit« verrichten und erst durch die Unterstützung weiterer Fachkräfte konnte ein Schulbesuch durchgesetzt werden.

Mehrere der ehemaligen Kindersoldaten besuchten zum Zeitpunkt des Interviews Deutsch- oder Integrationskurse. Diejenigen, die Zugang zum formalen Bildungssystem bekommen hatten, waren darin erfolgreich. Vier hatten den Hauptschulabschluss geschafft, eine den Realschulabschluss und einer das Fachabitur, teilweise mit sehr guten Noten. Ein Interviewpartner besucht zum Zeitpunkt des Interviews noch die Hauptschule. Die Interviewpartner schildern, dass sie haupt- und ehrenamtliche Unterstützung erhielten (zum Beispiel individuelle Hausaufgabenbetreuung, zusätzliche Sprachkurse, Nachhilfe am Computer etc.), um die Anforderungen der Schule zu bewältigen.

Ein Interviewpartner studiert inzwischen, und eine Interviewpartnerin konnte eine qualifizierte Berufsausbildung abschließen. Ein weiterer Jugendlicher ist noch in der Ausbildung. Vier Interviewpartner sind berufstätig und gehen ungelernen Tätigkeiten nach.

Die Interviewpartner berichten eindrücklich von traumatisierenden Erfahrungen vor und während ihrer Rekrutierung und der Zeit als Kindersoldaten.

Lediglich der Interviewpartner, der sich als 16-Jähriger dem eritreischen Militär anschloss, spricht nicht über psychische Belastung. Alle anderen schildern (oft massive) traumatypische Symptome, die nach ihrer Flucht nach Deutschland auftraten. Sie berichten unter anderem von Schlafstörungen, Alpträumen, sich aufdrängenden Erinnerungsbildern bis hin zu Flashbacks, Ängsten, Anspannung, Kopfschmerzen, Konzentrations-schwierigkeiten, Misstrauen und Suizidgedanken.

Die interviewten Kindersoldaten waren Opfer extremer Gewalt, und viele wurden gezwungen, zu Tätern zu werden. Sie tragen schwer an Gefühlen von Schuld und Scham. Aus den Schilderungen der Interviewpartner geht hervor, dass die Lebensbedingungen im Asylverfahren und ein unsicherer Aufenthaltsstatus (wie zum Beispiel eine Duldung) die Belastung deutlich verschärfen und dass die Gewissheit eines gesicherten Aufenthalts zu einer Entlastung führt.

Fast alle Interviewpartner berichten, dass sie auf therapeutische Unterstützung angewiesen waren bzw. sind, die sie meist in Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer erhalten. Einige hatten das Glück, dass Vormünder und Flüchtlingsberater sich frühzeitig um eine therapeutische Begleitung kümmerten. Andere wurden erst zu einem späteren Zeitpunkt von Landsleuten oder pädagogischen Fachkräften an entsprechende Zentren verwiesen, als die psychische Belastung deutlich wurde. Die Interviewpartner schildern, dass die therapeutische Begleitung für sie von entscheidender Bedeutung war, um einen Umgang mit den Belastungen zu finden. Als bedeutsam wird auch die Unterstützung zur Verbesserung

der Aufenthalts- und Lebenssituation geschildert.

Aus den Interviews geht hervor, dass ehemalige Kindersoldaten Zeit und Begleitung brauchen, um im Exil Fuß zu fassen, sich emotional zu stabilisieren und Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Vormünder, Freunde, Mitarbeiter von Beratungsstellen und Therapeuten sind wichtige Bezugspersonen, die zur Orientierung und Stabilisierung beitragen.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Interviewpartner ihre Stabilisierung auf das Zusammenwirken vieler Faktoren zurückführen – vor allem auf äußere Bedingungen (Sicherheit vor Abschiebung, eine verbesserte Wohnsituation und Zugang zu Bildung oder Arbeit) sowie soziale Unterstützung durch Freunde und haupt- und ehrenamtliche Helfer, die oft eine Art Familienersatz darstellen, aber auch auf eigene Fähigkeiten und Haltungen wie Fleiß, Durchhaltevermögen oder Religiosität.

Die Interviews machen deutlich, dass selbst schwer traumatisierte ehemalige Kindersoldaten sich weitgehend stabilisieren und integrieren können, wenn sie die entsprechenden Bildungsmöglichkeiten und therapeutische Unterstützung erhalten. Viele können ein normales, selbstständiges Leben führen und ihren Lebensunterhalt verdienen. Ihre Vergangenheit als Kindersoldaten können sie nicht vergessen, sie können aber lernen, damit zu leben. Viele setzen sich mit Fragen von Schuld und Verantwortung auseinander und suchen Formen der »Wiedergutmachung«. Sie möchten sich für Frieden, in Hilfsprojekten oder zur Verbesserung der Situation in ihren Herkunftsländern engagieren.

5.2 Fazit und Empfehlungen

Ehemalige Kindersoldaten sind eine Gruppe besonders schutzbedürftiger

Flüchtlinge. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass das aktuelle Aufnahme- und Asylverfahren den Bedürfnissen traumatisierter ehemaliger Kindersoldaten nicht gerecht wird.

Es darf nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob Kindersoldaten, die als Flüchtlinge nach Deutschland kommen, eine angemessene Betreuung und Unterstützung erfahren. Es ist nach dem von Deutschland unterschriebenen Zusatzprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention eine staatliche Verpflichtung, die adäquate Betreuung, Versorgung und Behandlung von Kindersoldaten in Deutschland sicherzustellen.

• Verbesserung der Identifizierung von Kindersoldaten

Behörden müssen sicherstellen, dass ehemalige Kindersoldaten bei ihrer Ankunft in Deutschland als solche und somit als besonders schutzbedürftige Flüchtlinge identifiziert werden. Hierzu sollte bei Minderjährigen im Rahmen eines Clearingverfahrens der Fluchthintergrund und der individuelle Bedarf an Förderung, Betreuung und therapeutischer Behandlung erfasst werden. Geschulte Fachkräfte müssen in diesem Rahmen die weiteren notwendigen Schritte ermitteln und einleiten. Diese sind neben der psychosozialen Unterstützung die gesetzliche Vertretung, die aufenthaltsrechtliche Klärung, die Unterbringung in einer den Bedürfnissen des Jugendlichen angemessenen Wohnform und Bildungsmöglichkeiten. Wenn nötig sollten speziell geschulte Experten auch die Altersfeststellung während des Clearingverfahrens durchführen.

• Keine Unterbringung von ehemaligen Kindersoldaten in Gemeinschaftsunterkünften

Wie aus der Studie hervorgeht ist die Unterbringung in Gemeinschafts-

unterkünften für Asylbewerber bei traumatisierten ehemaligen Kindersoldaten absolut kontraindiziert. Die Bedingungen in den Heimen führen zu einer Verschärfung der psychischen Belastung und verhindern eine Stabilisierung. Minderjährige müssen in einem jugendgerechten Umfeld mit pädagogischer Betreuung untergebracht werden.

Die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, in denen die Minderjährigen aufgenommen werden, müssen konzeptionell darauf ausgerichtet sein, auch mit psychisch belasteten jungen Flüchtlingen zu arbeiten. Das Personal dieser Einrichtungen muss in der Lage sein, mit der spezifischen Problematik ehemaliger Kindersoldaten umzugehen. Hierzu müssen entsprechende Schulungen angeboten werden.

Die Studie ergibt, dass auch volljährige ehemalige Kindersoldaten zur Gruppe der vulnerablen Flüchtlinge gehören und durch die Bedingungen in den Asylbewerberunterkünften (der Zustand der Einrichtungen, die Mehrbettzimmer, die belasteten Bewohner, die Abschiebungen) zusätzlich belastet werden. Sie müssen in einem sicheren Umfeld untergebracht werden, in dem sie zur Ruhe kommen und sich stabilisieren können.

- **Kindersoldatenschicksale als Fluchtgrund anerkennen**

Wie die Untersuchung zeigt, brauchen ehemalige Kindersoldaten einen langfristigen sicheren Aufenthaltsstatus, damit sie sich stabilisieren und Zukunftsperspektiven entwickeln können. Dazu ist es notwendig, dass sie von den Behörden und Gerichten als schutzbedürftige, politisch verfolgte Flüchtlinge anerkannt werden und Asyl erhalten.

Aus der Studie geht zudem hervor, dass die spezifischen Fluchtgründe und Belastungen ehemaliger Kindersoldaten in

der bisherigen Praxis häufig nicht die angemessene Berücksichtigung finden, was für die Betroffenen zu belastenden, langwierigen aufenthaltsrechtlichen Verfahren führt.

Die spezifische Verfolgungssituation von Kindersoldaten muss in den Asylentscheidungen gewürdigt werden. Kinder und Jugendliche, die nach Deutschland fliehen, um einer drohenden Rekrutierung zu entgehen, müssen geschützt werden, ebenso wie Kinder und Jugendliche, die einer bewaffneten Gruppierung entflohen sind. Auch Jahre nach dem Ende der bewaffneten Konflikte kann eine Bedrohungssituation für ehemalige Angehörige bewaffneter Gruppen vorliegen.

- **Asylanhörnung kindersoldatengerecht gestalten**

Die angemessene Berücksichtigung der Situation ehemaliger Kindersoldaten in der Asylanhörnung muss sichergestellt werden. Sobald es Hinweise gibt, dass ein Asylsuchender als Kindersoldat rekrutiert worden ist, sollten besonders geschulte und sensibilisierte Sachbearbeiter, Anhörer und Dolmetscher eingesetzt werden. Bei der Anhörung muss die mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit vorliegende Traumatisierung berücksichtigt werden. Dazu gehört das Verständnis dafür, dass Traumatisierte ohne ausreichende Stabilisierung oft nicht in der Lage sind, Erlebnisse detailliert, chronologisch, lückenlos und widerspruchsfrei vorzutragen. Bei der Anhörung sollten Vormünder oder auf Wunsch Vertrauenspersonen anwesend sein.

Bei Minderjährigen sollte die Anhörung frühestens einige Monate nach der Ankunft stattfinden, damit ausreichend Zeit für das Clearingverfahren vorhanden ist und die Jugendlichen zur Ruhe kommen und sich auf die Situation einstellen können.

Bei Bedarf muss die Anhörung solange verschoben werden, bis die Betroffenen sich mit therapeutischer Hilfe ausreichend stabilisieren konnten. Die kompetente Beratung und psychosoziale Unterstützung der Betroffenen im Asylverfahren muss von Anfang an sichergestellt werden.

- **Residenzpflicht abschaffen**

Die »Residenzpflicht«, durch die Asylsuchende verpflichtet sind, sich permanent im zugewiesenen Landkreis aufzuhalten, erschwert oder verhindert den Zugang zu Beratungs- und Bildungsangeboten und stabilisierenden Freundeskreisen und führt zu einer weiteren Belastung der traumatisierten jungen Flüchtlinge. Diese Beschränkung ist absolut kontraindiziert und sollte aufgehoben werden. Die Residenzpflicht verletzt zudem das Menschenrecht der Freizügigkeit (Art. 13 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948).

- **Therapeutische Betreuung sicherstellen**

Aufgrund der Erfahrungen von Krieg und als Opfer extremer Gewalt, auch der Erfahrung erzwungener Täterschaft, sind ehemalige Kindersoldaten mit hoher Wahrscheinlichkeit schwer traumatisiert. Hinzu kommen die Flucht und Ankunft in einer fremden Kultur, meist alleine, ohne Freunde oder Familie. Die Studie belegt, dass eine therapeutische Begleitung für ehemalige Kindersoldaten von zentraler Bedeutung ist, damit sie einen Umgang mit den Belastungen finden. Aus der Studie geht auch hervor, dass es bisher keinen geregelten Zugang zu therapeutischen Angeboten gibt.

Es darf nicht länger dem Zufall überlassen bleiben, ob ehemalige Kindersoldaten auf Menschen treffen, die auf ihre psychische Belastung aufmerksam

werden und ob diese eine entsprechende Behandlung in die Wege leiten können. Der Zugang zu Therapie und psychosozialer Begleitung muss von Anfang an sichergestellt werden. Dabei ist es notwendig, dass die Behandler im Umgang mit Interkulturalität, Trauma und Täterschaft sensibilisiert und qualifiziert sind. Es ist Aufgabe der Politik und Behörden sicherzustellen, dass entsprechende Kapazitäten zur Verfügung stehen, beispielsweise durch die Bereitstellung der notwendigen finanziellen Mittel für Psychosoziale Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer.

Ehemalige Kindersoldaten müssen an Orten untergebracht werden, wo der Zugang zu Beratung, therapeutischen Angeboten und medizinischer Versorgung von Anfang an sichergestellt ist.

- **Den Zugang zur (Aus-)Bildung garantieren**

Die Studie macht deutlich, dass ehemalige Kindersoldaten unbedingt Zugang zu Schule und Ausbildung erhalten müssen. Das gilt auch für die über 16-Jährigen und jungen Volljährigen. Gerade traumatisierte junge Flüchtlinge brauchen Beschäftigung, Tagesstruktur, Ziele und Erfolgserlebnisse. Die Einbindung in den Klassenverband und die Begleitung durch Lehrer vermittelt ihnen das Gefühl von Alltagsnormalität und trägt dadurch zu ihrer Stabilisierung bei. Besonderer Förderbedarf aufgrund von Bildungslücken oder Belastungen muss berücksichtigt werden.

Die Studie zeigt, dass der Zugang zum Bildungssystem bislang häufig vom besonderen eigenen Engagement der jungen Flüchtlinge selbst, Bildungsprojekten vor Ort und dem Ermessen der lokalen Verantwortlichen abhängt. Es ist eine staatliche Aufgabe, diesen Zugang von Anfang an sicherzustellen,

damit die ehemaligen Kindersoldaten die Chance bekommen, auch langfristige, berufliche Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Wie aus der Studie hervorgeht, können sie diese Chancen nutzen und es trotz der bleibenden psychosozialen Belastung schaffen, sich ein eigenständiges Leben aufzubauen.

6. Forderungen von terre des hommes und B-UMF zum Umgang mit minderjährigen Flüchtlingen

Einhaltung internationaler Abkommen

Die Bundesrepublik Deutschland muss die Vorbehalte zur UN-Kinderrechtskonvention zurücknehmen. Sie verhindern eine Gleichbehandlung aller Kinder in Deutschland.

Kindgerechte Aufnahmeverfahren und Vormund

- Nach der Ankunft müssen Minderjährige ein mindestens drei- bis sechsmo-natiges qualifiziertes Clearingverfahren durchlaufen. Darin müssen von speziell geschulten, neutralen Fachkräften (psychologisch und kinderrechtlich geschult) ihre Bedürfnisse und gegebenenfalls (bei fehlenden Papieren) das Alter des Kindes festgestellt werden.
- Traumatisierte Kinder müssen identifiziert und psychologisch betreut werden.
- Flüchtlingskinder müssen gleichberechtigt wie einheimische Kinder Zugang zu medizinischer Versorgung, therapeutischen Maßnahmen, Bildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt haben.
- Flüchtlingskinder müssen altersgerechte und eine ihrem Entwicklungsstand entsprechende Unterstützung (zum Beispiel durch Jugendhilfe) erhalten.
- Allen Flüchtlingskindern müssen Leistungen nach dem SGB VIII zuge-standen werden.
- Flüchtlingskinder, insbesondere trau-matisierte, sollten generell wohlwollend behandelt und aufgenommen werden, denn sie sind körperlich und seelisch besonders verletzlich.
- Es darf keine Verteilung von Min-derjährigen stattfinden, die nicht zum Wohle des Kindes ist. Kinder müssen da hinkommen/bleiben, wo profes-sionelle Betreuung möglich ist. Dies ist in Deutschland nur in bestimmten Groß-städten gewährleistet.

• Für unbegleitete Minderjährige müssen in jedem Fall ein qualifizierter Vormund und rechtliche Beratung vermittelt wer-den. Gemeinsam mit den Eltern oder dem Vormund muss entschieden wer-den, was mit dem Kind zu seinem besten Wohle passieren soll: Ist es für das Kind am besten, einen Asylantrag zu stellen und im Aufnahmestaat zu bleiben, ins Herkunftsland zurückzukehren oder in andere Staaten überführt zu werden (zum Beispiel zur Familienzusammen-führung oder weil es dort eine sprach-liche oder kulturelle Anbindung hat)?

Kindergerechtes Asylverfahren und kindergerechte Aufenthaltsregelungen

- In Deutschland werden unbegleitete minderjährige Flüchtlinge bereits ab dem 16. Geburtstag ausländerrechtlich wie Erwachsene behandelt, diese Praxis muss beendet werden.
- Kinderspezifische Fluchtgründe (zum Beispiel Rekrutierung als Kindersol-daten, Opfer von Kinderhandel, begrün-dete Angst vor sexuellem Missbrauch) müssen als asylrelevant angesehen und in der Praxis anerkannt werden.
- Traumatisierte Kinder brauchen in jedem Fall einen sicheren, langfristigen Aufenthaltsstatus, um zur Ruhe zu kommen und seelisch stabil zu werden.
- Die Altersfeststellung (bei fehlenden Papieren) und die Identifizierung besonders bedürftiger Kinder (zum Beispiel Traumatisierte) sind entschei-dende Punkte im Verfahren für die wei-tere Behandlung des Kindes. Deshalb sollten sie unbedingt nur durch quali-fizierte, neutrale Fachkräfte (psycho-logisch und kinderrechtlich geschult) erfolgen. Die Altersfeststellung muss aufgrund des Reifegrades erfolgen, alle medizinischen Methoden sind nicht genau genug.
- Asylrechtliche Restriktionen wie die Residenzpflicht behindern den Zugang

zu Schulen, Ausbildungsplätzen und Therapiezentren und sollten daher nicht angewandt werden. Die Residenzpflicht verstößt außerdem gegen das zentrale Menschenrecht der Freizügigkeit (Art. 13 der Allgemeinen Erklärung der Men-schenrechte von 1948).

Keine Abschiebungen, Abschiebehaft oder Untersuchungshaft

- Von zwangsweisen Abschiebungen und Abschiebehaft sowie Untersu-chungshaft von Minderjährigen ohne Papiere muss völlig abgesehen werden. Sie sind in keiner Weise mit den Kin-derrechten vereinbar.

Geregelter Zugang zu Schule und Arbeit

- Alle Flüchtlingskinder müssen min-destens bis zum 18. Lebensjahr einen Zugang zu Regelschulen haben. Beson-ders für ehemalige Kindersoldaten bedeutet der Zugang zu Bildungsange-boten die Möglichkeit eines geregelten Tagesablaufes und vor allem die Ent-wicklung einer Zukunftsperspektive.
- Beim Zugang zu Ausbildungsplätzen dürfen jugendliche Flüchtlinge nicht wegen ihrer Herkunft benachteiligt wer-den, sie müssen die gleichen Chancen wie andere Jugendlichen haben, um sich eine Zukunft aufbauen zu können und ihre Integration zu ermöglichen.

Schaffung einer regulären Einrei-semöglichkeit nach Europa

- Die europäische Union muss mehr legale Zugangswege für Flüchtlinge schaffen, damit das Sterben an den europäischen Außengrenzen ein Ende hat. Zudem werden die betroffenen Kinder und Jugendlichen auf der Flucht noch zusätzlich traumatischen Erlebnis-sen ausgesetzt.
- Es darf kein Zufall sein, in Europa Schutz vor Verfolgung zu erhalten.

7. Glossar

Aufenthaltserlaubnis

Asylberechtigte und Flüchtlinge, denen Abschiebeschutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention zugesprochen wird, erhalten eine auf drei Jahre befristete Aufenthaltserlaubnis. Auch aus humanitären Gründen kann eine Aufenthaltserlaubnis erteilt werden, zum Beispiel, wenn eine lebensbedrohliche Erkrankung vorliegt, die im Herkunftsland nicht behandelt werden kann. Durch das neue Aufenthaltsgesetz von 2005 gibt es über 30 verschiedene Aufenthaltserlaubnisse, die sich durch eine Vielzahl an Paragraphen in den Bedingungen voneinander unterscheiden. Eine Aufenthaltserlaubnis ist immer befristet und die Verlängerung hängt davon ab, ob die Erteilungsvoraussetzungen weiterhin vorliegen.

Aufenthaltsgestattung

Asylsuchende erhalten für die Dauer des Asylverfahrens eine »Aufenthaltsgestattung«.

Bewaffnete Gruppen

In den meisten bewaffneten Konflikten kämpfen heute staatliche Streitkräfte (Armeen), oft unterstützt von paramilitärischen Gruppen, gegen bewaffnete Oppositionsgruppen (oft auch Rebellen genannt). Paramilitärs und Oppositionsgruppen sind nichtstaatliche bewaffnete Gruppen. Sowohl staatliche Streitkräfte als auch nichtstaatliche bewaffneten Gruppen setzen in vielen Fällen Kindersoldaten ein.

Bewaffneter Konflikt

Der Begriff des bewaffneten Konflikts beschreibt sowohl internationale als auch nicht-internationale Konflikte größeren und kleineren Ausmaßes. In den meisten Fällen kämpfen heute staatliche Streitkräfte, oft unterstützt von paramilitärischen Gruppen, gegen bewaffnete Oppositionsgruppen (oft auch Rebellen genannt, siehe »Bewaffnete Gruppen«).

Demobilisierung

Die formelle und kontrollierte Entlassung von Soldaten aus den nationalen Streitkräften oder einer nichtstaatlichen bewaffneten Gruppe.

Duldung

Flüchtlinge, die im Asylverfahren abgelehnt wurden, aber aus humanitären oder anderen Gründen nicht abgeschoben werden können, erhalten eine »Duldung zur Aussetzung der Abschiebung«, die auf wenige Tage bis zu mehrere Monate befristet ist. Sie unterliegen häufig zahlreichen Einschränkungen wie der Residenzpflicht (siehe Glossar), Arbeitsverbot, eingeschränkten Sozialleistungen etc.

ECOMOG

Economic Community of West African States Monitoring Group
Die von der Wirtschaftsgemeinschaft Westafrikanischer Staaten 1990 aufgestellte Eingreiftruppe zur Eindämmung militärischer Konflikte in der Region intervenierte in Liberia, Sierra Leone, Guinea Bissau und Cote d'Ivoire.

Erstaufnahmeeinrichtung

Wenn Flüchtlinge nach Deutschland einreisen, werden sie nach einem Quotenschlüssel einem Bundesland zugewiesen. Dort müssen sie bis zu drei Monate lang in einer zentralen Erstaufnahmeeinrichtung leben. In den meisten Bundesländern werden sie danach in Einrichtungen in den Kommunen umverteilt.

Flüchtling

Die Genfer Flüchtlingskonvention definiert in Artikel 1: »Ein Flüchtling ist, wer aus begründeter Furcht vor Verfolgung wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtung nicht in

Anspruch nehmen will.« In dieser Studie wird der Begriff Flüchtling verwendet, unabhängig davon verwendet, ob ein Mensch offiziell als Flüchtling anerkannt wird oder nicht.

Kindersoldaten

Es gibt eine allgemein anerkannte Definition des Begriffs »Kindersoldaten«, die in internationalen Verträgen, im Völkerrecht und von der UN verwendet wird. So bezieht sich das »Zusatzprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention betreffend die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten« aus dem Jahre 2002 (siehe Glossar) auf Kinder (unter 18-Jährige), die von Streitkräften oder nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen eingezogen wurden oder werden sollen. In dem aktuellsten internationalen Dokument zum Thema, den Pariser Prinzipien vom Februar 2007 (www.child-soldiers.org/childsoldiers/internationalstandards), die über 60 Staaten, darunter Deutschland, unterschrieben haben, ist die Rede von »Kindern, die mit Streitkräften oder bewaffneten Gruppen assoziiert« sind. Dies sind »alle Personen unter 18 Jahren, die von Streitkräften oder bewaffneten Gruppen rekrutiert oder benutzt werden oder wurden, egal in welcher Funktion oder Rolle, darunter Kinder, die als Kämpfer, Köche, Träger, Nachrichtenübermittler, Spione oder zu sexuellen Zwecken benutzt wurden. Ausdrücklich sind es nicht nur Kinder, die aktiv an Kampfhandlungen teilgenommen haben.«

Zwischen 2004 und 2007 wurden Kindersoldaten in den folgenden Ländern in bewaffneten Konflikten eingesetzt: Afghanistan, Burma, Burundi, Demokratische Republik Kongo (DRK), Elfenbeinküste, Indien, Indonesien, Irak, Israel und den Besetzten Palästinensischen Gebieten, Kolumbien, Nepal, Philippinen, Somalia, Sri Lanka, Sudan und Südsudan, Thailand, Tschad, Uganda, Zentralafrikanische Republik. (Weltreport Kindersoldaten 2008)

Inobhutnahme

»Das Jugendamt ist berechtigt und verpflichtet, ein Kind oder einen Jugendlichen in seine Obhut zu nehmen, wenn (...) ein ausländisches Kind oder ein ausländischer Jugendlicher unbegleitet nach Deutschland kommt und sich weder Personensorge- noch Erziehungsberechtigte im Inland aufhalten.« (§ 42 Abs. 1 Satz 1 Nr. 3 SGB VIII) Für alle unter 18-Jährigen muss ein Vormund bestellt werden und eine Unterbringung bei einer geeigneten Einzelperson oder in einer geeigneten Einrichtung oder sonstigen Wohnform untergebracht werden. Eine Asylunterkunft ist keine geeignete Einrichtung im Sinne der Vorschrift, da dort keine angemessene Betreuung sichergestellt ist. (B-UMF: www.b-umf.de/pdf/hinweis_zu_42_sgb.pdf)

Nichtstaatliche bewaffnete Gruppen

siehe »Bewaffnete Gruppen«

Niederlassungserlaubnis

Die unbefristete Erlaubnis, in Deutschland zu leben, steht Flüchtlingen zu, die nach Artikel 16a GG oder der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt wurden und deren Anerkennung nicht nach spätestens drei Jahren widerrufen wurde. Flüchtlinge, die eine Aufenthaltserlaubnis aus humanitären Gründen hatten, müssen für eine Niederlassungserlaubnis unter anderem mindestens sieben Jahre in Deutschland sein und nachweisen, dass sie bereits fünf Jahre lang Rentenversicherungsbeiträge gezahlt haben, ihr Lebensunterhalt gesichert ist und sie über ausreichende Deutschkenntnisse verfügen.

Residenzpflicht

Flüchtlinge mit ungesichertem Aufenthalt müssen sich permanent in einem »Bereich der räumlichen Beschränkung« aufhalten: Asylbewerber im zugeteilten Landkreis, Menschen mit Duldung im jeweiligen Bundesland. Wenn sie den Bereich verlassen möchten, müssen sie dies rechtzeitig bei

der Ausländerbehörde beantragen, in deren Ermessen die Entscheidung liegt, ob an der Erlaubnis »dringendes öffentliches Interesse besteht, zwingende Gründe es erfordern oder die Versagung der Erlaubnis eine unbillige Härte bedeuten würde«. (§ 58 Abs. 1 Asylverfahrensgesetz) Die Residenzpflicht führt zur Isolation der Betroffenen, auch die Teilnahme an Deutschkursen und Veranstaltungen wird häufig verhindert. Flüchtlinge, die gegen die Residenzpflicht verstoßen, werden mit Geld- oder Freiheitsstrafen bestraft. Polizei und Bundesgrenzschutz kontrollieren vor allem an Bahnhöfen und in Zügen Menschen, die nicht europäisch aussehen. Die Residenzpflicht verstößt gegen das zentrale, universelle Menschenrecht der Bewegungsfreiheit. Deutschland wird deswegen immer wieder international und auf UN-Ebene kritisiert.

Traumatisierung

Wenn Menschen (lebens-)bedrohlichen Situationen ausgeliefert sind, die sie nicht bewältigen können, können sie in der Folge psychische Belastungsreaktionen wie die Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) entwickeln, die einhergeht mit Symptomen des Wiedererlebens, der Vermeidung und der erhöhten angstbedingten Erregung. Kinder, die Krieg und Gewalt erleben, sind besonders gefährdet.

UN-Kinderrechtskonvention

Das »Übereinkommen über die Rechte des Kindes« trat 1990 in Kraft. Alle Menschen unter 18 Jahren werden als Kinder definiert und Standards zum Schutz und zur Förderung von Kindern weltweit werden festgelegt. Mit Ausnahme der USA und Somalia haben alle Staaten der Welt die Konvention ratifiziert. Deutschland ratifizierte die UN-Kinderrechtskonvention 1992 trotz Protesten nur unter dem Vorbehalt, dass das Ausländerrecht Vorrang vor den Verpflichtungen der Konvention hat.

Zusatzprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention

Das »Fakultativprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention über die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten« verbietet u. a. die Rekrutierung und den Einsatz unter 18-Jähriger in Armeen und bewaffneten Gruppen (eine Ausnahmeregelung erlaubt staatlichen Armeen die freiwillige Rekrutierung von über 16-Jährigen). Das Zusatzprotokoll trat 2002 in Kraft und wurde von 126 Ländern ratifiziert. Deutschland ratifizierte das Zusatzprotokoll 2004. Die Vertragsstaaten verpflichten sich in Artikel 6, ehemaligen Kindersoldaten, die ihrer Hoheitsgewalt unterstehen, »erforderlichenfalls jede geeignete Unterstützung zu ihrer physischen und psychischen Genesung und ihrer sozialen Wiedereingliederung« zu gewähren.

8. Literatur

- ALFREDSON, L. (2001) Sexuelle Ausbeutung von Kindersoldaten – Globale Dimensionen und Trends. International Coalition to Stop the Use of Child Soldiers Newsletter Nr. 2, Dezember 2001. Osnabrück: terre des hommes, S. 1-9.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2009) Aktuelle Zahlen zu Asyl, www.bamf.de.
- Bundesgesetzblatt Jahrgang 2004 Teil 1 Nr. 41 (2004) Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern (Zuwanderungsgesetz), Bonn. (www.zuwanderung.de)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (1996) Übereinkommen über die Rechte des Kindes – UN-Kinderrechtskonvention im Wortlaut mit Materialien – Texte in amtlicher Übersetzung, Bonn.
- Bundesministerium der Justiz (2008/2004) Gesetz über den Aufenthalt, die Erwerbstätigkeit und die Integration von Ausländern im Bundesgebiet (Aufenthaltsgesetz - AufenthG): www.bundesrecht.juris.de/bundesrecht/aufenthg_2004/gesamt.pdf
- COALITION TO STOP THE USE OF CHILD SOLDIERS (2008) Child Soldiers Global Report 2008. London: Coalition to Stop the Use of Child Soldiers.
- DAVISON, G. C. & NEALE, J. M. (2002) Klinische Psychologie (6. Auflage) Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- DORRMANN, W. (2006) Suizid: therapeutische Interventionen bei Selbsttötungsabsichten, Stuttgart: Klett-Cotta.
- DRESS, A. (1997) Folter: Opfer, Täter, Therapeuten, Gießen: Psychosozial Verlag.
- ENDRES, M.; BIERMANN, G. (Hrsg.) (2002) Traumatisierung in Kindheit und Jugend, München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Fakultativprotokoll zum Übereinkommen über die Rechte des Kindes betreffend die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten www.bmj.bund.de/media/archive/638.pdf (Stand 11. März 2009)
- FISCHER, G.; RIEDESSER, P. (1999) Lehrbuch Psychotraumatologie, München: Reinhardt.
- FLATTEN, G.; WÖLLER, W.; HOFMANN, A. (2001) Therapie der Posttraumatischen Belastungsstörung. In: Flatten, G.; Hofmann, A.; Liebermann, P.; Wöller, W.; Siol, T.; PETZOLD, E. (Hrsg.) Posttraumatische Belastungsstörung, Stuttgart: Schattauer.
- GÄBEL, U.; RUF, M.; SCHAUER, M.; ODENWALT, M.; NEUNER, F. – Psychologische Forschungs- und Modellambulanz für Flüchtlinge, Universität Konstanz (2006) Prävalenz der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD) und Möglichkeiten der Ermittlung in der Asylverfahrenspraxis. In: Zeitschrift für klinische Psychologie und Psychotherapie, Göttingen: Hogrefe Verlag, S. 12 - 20.
- GAHLEITNER, S.; GERULL, S.; PETUYA IDUARTE, B.; SCHAMBACH-HARDTKE, L.; STREBLOW, C. (2005) (Hg.) Einführung in das Methodenspektrum sozialwissenschaftlicher Forschung, Uckerland: Schibri-Verlag.
- GRAESSNER, S.; GURRIS, N.; PROSS, C. (Hrsg.) (1996) Folter – An der Seite der Überlebenden – Unterstützung und Therapien, München: Beck.
- HAHN, P.-M. (2001) Die bösen Buben der Söldnerheere – im Dreißigjährigen Krieg suchten viele Kinder in Armeen Zuflucht. In: »Kindersoldaten – Täter und Opfer zugleich«, Der Überblick, Sonderdruck, Hamburg: Verlag Dienste in Übersee, S. 38 - 41.
- HANSWILLE, R., KISSENBECK, A. (2008) Systemische Traumatherapie. Konzepte und Methoden für die Praxis, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- HERMAN, J. (1992) Complex PTSD: A syndrom in survivors of prolonged and repeated trauma, Journal of traumatic stress, Vol. 5 (23), S. 377-387.
- HERMAN, J. (2003) Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, Paderborn: Junfermann.
- HONWANA, A. (2006) Child Soldiers in Africa – Ethnography of Political Violence, Philadelphia, Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.
- HUBER, M. (2003) Trauma und die Folgen, Paderborn: Junfermann-Verlag.
- HUBER, M. (2003) Wege der Traumabehandlung, Paderborn: Junfermann-Verlag.
- Internationale Arbeitsorganisation (1999) Übereinkommen 182: Übereinkommen über das Verbot und unverzügliche Maßnahmen zur Beseitigung der schlimmsten Formen der Kinderarbeit, in Kraft getreten am 19.11.2000. www.ilo.org/ilolex/german/docs/gc182.htm
- KEILSON, H. (1979 / 2005) Sequentielle Traumatisierung – Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kinder- und Jugendhilfegesetz – Sozialgesetzbuch Achtes Buch (2006), Gelsenkirchen: Verlag Soziale Theorie und Praxis.
- LAMNEK, S. (1989) Qualitative Sozialforschung Band 2 – Methoden und Techniken, München: Psychologie Verlags Union.

- LANDOLT, M.; HENSEL, T. (Hrsg.) (2008) Traumatherapie bei Kindern und Jugendlichen, Göttingen: Hogrefe-Verlag.
- LOCH, Ulrike (2008), Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews, In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(1), Art. 54, www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-08/08-1-54-d.htm
- LUDWIG, M. (2003) Ehemalige Kindersoldaten als Flüchtlinge in Deutschland – Projektstudie im Auftrag von terre des hommes e.V. und Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge e.V., Osnabrück.
- MACHEL, G. (1996). The Impact of Armed Conflict on Children, New York, United Nations, URL: www.unicef.org/graca/a51-306_en.pdf (Stand März 2009).
- MAIER, T.; SCHNYDER, U. (Hrsg.) (2007) Psychotherapie mit Folter und Kriegsopfern – ein praktisches Handbuch, Bern: Verlag Hans Huber.
- Pariser Prinzipien und Richtlinien zu Kindern, die mit nationalen Streitkräften und nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen assoziiert sind (2007) www.child-soldiers.org/childsoldiers/Paris_Principles_March_2007.pdf. (Stand 11. März 2009)
- PELTZER, K.; AYCHA, A.; BITTENBINDER, E. (1995) Gewalt & Trauma – Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt, Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- PIEPER, T. (2008): Die Gegenwart der Lager: Zur Mikrophysik der Herrschaft in der deutschen Flüchtlingspolitik, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- PITTWALD, M. (2008) Kindersoldaten, neue Kriege und Gewaltmärkte, Belm-Vehrte: Sozio-Publishing.
- REDDEMANN, L. (2001) Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit Ressourcenorientierten Verfahren, München: Pfeiffer.
- REDDEMANN, L. (2004) Psychodynamisch-imaginative Traumatherapie PITT – Das Manual. Stuttgart: Klett-Cotta.
- RIEDELSHEIMER, A.; WIESINGER, I. (Hg.) (2004) Der erste Augenblick entscheidet: Clearingverfahren für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland, Karlsruhe: Loeper Literaturverlag.
- ROSENTHAL, G. (2005) Interpretative Sozialforschung – Eine Einführung, Weinheim / München: Juventa-Verlag.
- ROSENTHAL, G.; KÖTTIG, M.; WITTE, N.; BLEZINGER, A. (2006) Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- RUSSMANN, P. (2004) Kindersoldaten als Akteure der neuen Kriege. In: Der Bürger im Staat, Stuttgart: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.
- SHAPIRO, F. (1998) EMDR - Grundlagen und Praxis. Handbuch zur Behandlung traumatisierter Menschen, Paderborn: Junfermann Verlag.
- SELDERS, B. (2009) Keine Bewegung! Die »Residenzpflicht« für Flüchtlinge – Bestandsaufnahme und Kritik. Hrsg. von Flüchtlingsrat Brandenburg & Humanistische Union. Berlin: Eigenverlag.
- terre des hommes, Kindernothilfe (Hrsg.) (2007) Schattenbericht Kindersoldaten, Osnabrück, Duisburg.
- terre des hommes (2008) Themeninformation Kindersoldaten, Osnabrück: terre des hommes.
- terre des hommes und Quäker-Hilfe Stiftung (Hrsg.) (2004) Jugendliche. Warum sie Soldat werden, Deutsche autorisierte Fassung, Osnabrück, Bielefeld.
- UNICEF Deutschland (2007) Zynischer Missbrauch – Kritische Bilanz von UNICEF zum 5. Jahrestag des Zusatzprotokolls zur UN-Kinderrechtskonvention. www.unicef.de/index.php?id=4258 (Stand 11.03.2009)
- UNO (2002) Fakultativprotokoll zum Übereinkommen über die Rechte des Kindes betreffend die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten: www.bmj.bund.de/media/archive/638.pdf (Stand 13.03.2009)
- VAN DER KOLK, B.A.; McFARLANE, A.C.; WEISAETH, L. (Hrsg.) (2000) Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze, Paderborn: Junfermann.
- WILKE-LAUNER, R. (2001) Kanonenfutter und Killerkommandos. In: »Kindersoldaten – Täter und Opfer zugleich«, Der Überblick, Sonderdruck, Hamburg: Verlag Dienste in Übersee, S. 4-8.
- Weltgesundheitsorganisation (WHO)/ Dilling, H.; Mombour, W.; Schmidt, M. H.; Schulte-Markwort, E. (Hrsg.) (2006) Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) – Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis, 4. Auflage, Bern: Hans Huber.

terre des hommes

Hilfe für Kinder in Not

terre des hommes Deutschland e.V. wurde 1967 von engagierten Bürgern gegründet, um schwer verletzten Kindern aus dem Vietnamkrieg zu helfen. terre des hommes ist unabhängig von Regierungen, Wirtschaft, Religionsgemeinschaften und Parteien und fördert in 29 Projektländern mehr als 450 Projekte für notleidende Kinder. Ziel ist eine »terre des hommes«, eine »Erde der Menschlichkeit«.

terre des hommes hilft Straßenkindern, verlassenen und arbeitenden Kindern, kümmert sich um Kinder, die Opfer von Krieg und Gewalt wurden und sorgt für deren Ausbildung. terre des hommes unterstützt Jungen und Mädchen, deren Familien an Aids gestorben sind, setzt sich ein für die Bewahrung der biologischen und kulturellen Vielfalt und für den Schutz diskriminierter Bevölkerungsgruppen.

terre des hommes richtet seine Arbeit konsequent an den Kinderrechten aus. Die Projektpartner, einheimische Initiativen vor Ort, betreuen kranke oder kriegsverletzte Kinder, organisieren Bildungsprogramme für Kinder und Jugendliche und unterstützen Familien beim Anbau von Nahrungsmitteln und der Sicherung ihrer Wasserversorgung. Gemeinsam mit seinen Partnern setzt sich terre des hommes für eine gerechtere Politik gegenüber der Dritten Welt ein.

In Deutschland engagieren sich Menschen in 145 Orten ehrenamtlich für die Ziele von terre des hommes.

Spendenkonto 700 800 700, Volksbank Osnabrück eG, BLZ 265 900 25

Bundesfachverband

Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge e. V.

Geltendes (Jugend-)Recht auch für Flüchtlingskinder durchzusetzen, ist in Deutschland ein massives Problem. Mit Verweis auf das restriktive Ausländerrecht werden Kinder mit Fluchthintergrund systematisch benachteiligt, anstatt sie speziell zu fördern. Sie müssen in Flüchtlingseinrichtungen leben, können oft nicht zu normalen Schulen gehen und sind teilweise nur geduldet, das heißt sie haben nicht das Recht, sich in Deutschland aufzuhalten und sich hier eine Perspektive zu erarbeiten.

Der Bundesfachverband UMF e. V. unterstützt und fördert die Arbeit mit jungen Flüchtlingen. Hierzu werden regelmäßig Tagungen durchgeführt, um den fachlichen Austausch zu fördern. Die Geschäftsstelle in München bietet Beratung rund um das Thema unbegleitete minderjährige Flüchtlinge an und gibt Studien, Ratgeber und Handlungsempfehlungen heraus. Durch die ehrenamtliche Mitarbeit von Landeskoordinatoren sowie regelmäßige Besuche in Einrichtungen wird die Situation von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen in den Ländern und Kommunen evaluiert. Die Vernetzung von Fachkräften auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene und die Zusammenarbeit mit anderen Menschenrechtsorganisationen, zunehmend auch im Rahmen der EU, nehmen einen hohen Stellenwert ein. In allen Fragen wird Wert gelegt auf die Partizipation von jungen Flüchtlingen.

Spendenkonto 88 99 800, Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 700 205 00

